

DER FELS

Bischof Dr. Vitus Huonder:
Maria, Hilfe der Christen

3

Msgr. Christoph Casetti:
„Der Mensch ist das Ebenbild Gottes –
weiß er es noch?“

5

Avv. Prof. Dr. Marco Sermarini:
Die Hoffnung geht von Familien aus

13

Katholisches Wort in die Zeit

49. Jahr Januar 2018



INHALT

Bischof Dr. Vitus Huonder:
Maria, Hilfe der Christen 3

Msgr. Christoph Casetti:
„Der Mensch ist das Ebenbild Gottes –
weiß er es noch?“ 5

Diakon Raymund Fobes:
Liturgie und Kirche lieben 12

Avv. Prof. Dr. Marco Sermarini:
Die Hoffnung geht von Familien aus 13

Dr. Monika Born:
Das Lied von Bernadette 18

P. Dr. Dr. Andreas Hirsch FSSP:
Das Laienapostolat 22

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Karl Borromäus 24

Jürgen Liminski:
Warnung aus der Zukunft 25

Auf dem Prüfstand 29
Bücher/Veranstaltungen 31

Impressum „Der Fels“ Januar 2018 Seite 30
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Anbetung der heiligen drei Könige,
Giotto di Bondone (1276-1337), Scrovegni-Kapelle;
wikimedia

Foto- und Quellennachweise:

Fotos: 3, 4, 15 rechts, 20, 22 privat; 6 G. Guadalupe: Die Bibel, K. Müller, S. 15; 7 vatican.va; 8, 10 Archiv; 9 Bistum Regensburg; 12 R. Fobes; 13 oben: 14, 15 links: avec l'aimable autorisation de l'ASBPE, JNC-2017; 13 unten, 24: public domain; 17 Archiv; 16 Benedictus, Weber, Genf, S. 70; 19, 21 M. Malinski/H. Pauels: Maria wir preisen dich, Weltbild-Verlag, S. 87, 91; 22 rechts: Weidmann; 23 links: demofueralle.wordpress.com; rechts: Axel Nickolaus/Bundesverband Lebensrecht; 26-28 J. Liminski

Quelle S. 32: Mathäus Kroiss in H. Moll „Zeugen für Christus“ | S. 899 – 900

Liebe Leser,

der Beginn eines neuen Jahres ist in allen Kulturen ein Ereignis, das spektakulär und mit Lärm gefeiert wird; bei uns mit Neujahrsansprachen, Feuerwerk und Sportereignissen. Sie haben so viel Zukunftsbedeutung, wie die guten Vorsätze, die meist den ersten Januar nicht überleben.

Kardinal Sarah sagt in seinem Buch „Kraft der Stille“: „Unsere Welt hört Gott nicht mehr, da sie ununterbrochen mit rasantem Rhythmus und Redefluss spricht und dabei doch nichts sagt. Die moderne Zivilisation kann nicht schweigen. Sie führt nach wie vor ein Selbstgespräch“ (S. 73).

In Berlin soll eine neue Bundesregierung entstehen. Zukunftsvisionen scheinen nicht auf. In den bisherigen Koalitionsverhandlungen standen Klimaschutz, Digitalisierung, der Soli und Rentenabsicherung im Vordergrund, nicht aber so existenzielle Fragen wie die demographische Entwicklung und eine neue Familienpolitik, damit Menschen heranwachsen, welche die Versäumnisse der Vergangenheit und die Probleme schultern können. Die Gemütslage in einer überalterten Bevölkerung wird nicht in den Blick genommen. Man fühlt sich an das Bild vom „Schrei auf der Brücke“ von Edward Munch erinnert.

Das hat auch damit zu tun, dass eine kraftlos gewordene Kirche im Westen nicht mehr die Hoffnung und die Kraft ausstrahlt, die Menschen aufrichtet. Die „Light-Version des Evangeliums“, wie sie im Interview mit BDKJ-Bundespräsidenten Pfarrer Bingener deutlich wird (Tagespost 11.11.17), lässt von dieser Seite wenig Hoffnung für die Zukunft aufkommen. Nach Neuevangelisierung sieht das nicht aus. Ist das aber das ganze Mosaik, das die deutsche Ortskirche

an der Wende von 2017/2018 bietet? Nein!

Kardinal Sarah sagt im o.a. Buch „Die Kraft der Stille“: „Die schönsten Dinge des Lebens ereignen sich in der Stille“ (S. 44). Was im Stillen, meist in kleinen, aber vitalen geistlichen Gemeinschaften und in „Hauskirchen“ heranreift, im Kontrast zum Bild der „Volkirche“, passt nicht zu dem, was uns die Medien gerne als „Kirche“ servieren: nämlich das Bild, das eine Zeitung in der Zeit der Säkularisation bereits mit einem „stinkenden Kadaver, der nur noch nicht verwesen kann“, verglichen hat. Kirche passt für viele Medien nicht mehr in diese Zeit. Sie möchten ihr endlich das Requiem singen.

Katholiken, die Christus nachfolgen wollen, sind nicht ohne Hirten. Ihre Aufgaben hat Bischof Voderholzer auf der Herbstkonferenz der deutschen Bischöfe in Fulda in Erinnerung gerufen: ... „Nur wer mit seiner ganzen Person für den Glauben einsteht, nur wer zu erkennen gibt, dass er sich als Bote dem sendenden Gott und nicht dem Zeitgeist, den Erwartungen der Medien oder sonstigen vorläufigen Instanzen verantwortlich weiß, wird bei anderen Glauben wecken. Kirchliches Leben braucht mehr als nur Sympathisanten. Leitbilder sind gefragt, Menschen die brennen und so das Feuer des Glaubens weitergeben können.“

Christen stellen das neue Jahr nicht unter irgendein Symbol oder unter das Zeichen von Geschöpfen, wie z.B. Chinesen oder Inder, sondern unter das Kreuz. Von ihm sagt Paulus: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verloren gehen eine Torheit. Uns aber, die gerettet werden, ist es Gottes Kraft“ (1 Kor. 1,18). Mit dieser Kraft kommen wir sicher durch das Jahr 2018.



Mit den besten Wünschen
zum Neuen Jahr
Ihr Hubert Gindert

Maria, Hilfe der Christen

Predigt auf der theologischen Sommerakademie September 2017

Brüder und Schwestern im Herrn,
der *Monat September* ist ein Marienmonat wie kaum ein anderer. Er ist mit vier liturgischen Tagen der seligen Jungfrau ausgezeichnet: Mariä Geburt am 8. September, Mariä Namen am 12., Maria der sieben Schmerzen am 15. und Maria vom Loskauf (*Maria Mercedes*) am 24. September. Damit ist schon vieles über die Bedeutung Marias im Heilsplan Gottes ausgesagt. Die Bedeutung Marias wird uns durch ihre Verehrung bewusst. Dabei ist ihr allgemeiner Titel hervorzuheben, der Titel die *Selige Jungfrau* und Gottesmutter, Titel, den wir im zweiten, dritten und vierten Hochgebet vorfinden, Titel, der im ersten Hochgebet erweitert wird mit der Bezeichnung *Maria, die glorreiche, allzeit jungfräuliche Mutter unseres Herrn und Gottes Jesus Christus*.

„Wir glauben, dass die heiligste Muttergottes, die neue Eva, die Mutter der Kirche, im Himmel ihre Mutterschaft an den Gliedern Christi fortsetzt“ (SPF 15).
Glaubensbekenntnis, Ziff 975

Die beiden zentralen Begriffe für Maria sind *Jungfrau* und Gottesmutter. Sie stehen für das umfassende wunderbare Walten Gottes an der Person Marias: Gott hat Maria *ganz für sich* in Anspruch genommen, um seine Pläne mit uns Menschen zu verwirklichen. Wir könnten mit Bezug auf die Jungfrau und Mutter so formulieren: Maria ist *Jungfrau*, von Gott als Jungfrau erwählt, um des Sohnes willen; sie ist Mutter, von Gott zur Mutter seines Sohnes bestimmt, um der Menschen willen, nämlich um den Menschen den Erlöser zu schenken. Darin ist das ganze Glaubensgeheimnis Marias zusammengefasst.

Maria wird ganz besonders in der *Lauretanischen Litanei* angerufen. Von den vielen Titeln möchte ich heute zwei herausgreifen und in den Kontext der Zeitergebnisse stellen. Es sind dies die Titel *Mater castissima* und *Auxilium christianorum* – *keuscheste Mutter* und *Hilfe der Christen*. Warum eben diese Wahl? Diese Wahl steht im Zusammenhang der allgemeinen Glaubensentwicklung in Westeuropa und darüber hinaus. Sie steht ebenso im Kontext des Nachsynodalen Apostolischen Schreibens *Amoris laetitia*. *Amoris laetitia*, steht im Kontext der heutigen allgemeinen Glaubensentwicklung. *Amoris laetitia* bezieht sich auf das Symptom einer Entwicklung. Wenn ich genau sein darf: Wir stehen vor einem Krankheitssymptom. Das Schreiben zeigt auf, an was der Mensch in der Beziehung Mann - Frau heute leidet, und versucht, die Symptome medikamentös zu beheben.

Um etwas zur Gesundung und Genesung beizutragen, damit die Krankheitssymptome verschwinden und der Mensch wiederhergestellt wird, greife

ich auf die Fürbitte und das Vorbild der seligen Jungfrau und Gottesmutter Maria zurück, und dies mit Bezug auf die zwei Titel der Litanei: *Mater castissima* – *Auxilium christianorum*. *Amoris laetitia* sagt uns ja, wir sollten von der Jungfrau Maria den Schutz unter ihrem mütterlichen Mantel erleben (AL 318).

Auxilium christianorum: Beginnen wir bei diesem Titel. Darauf verweisen uns vor allem die zwei Festfeiern Mariä Namen und Maria vom Loskauf. Beide Titel beziehen sich auf eine große Not der Christenheit und auf die Gefahr, in welche die Christenheit im dreizehnten und im siebzehnten Jahrhundert schwebte, Gefahr durch die Sarazenen ausgelöst, Gefahr durch die Türken verursacht. Der *christliche Glaube* war damals gefährdet. Durch die Hilfe Marias konnten diese Gefahren abgewendet oder gemildert werden. Maria als *Auxilium christianorum* ist jene Frau, welche unserem christlichen Glauben zu Hilfe kommt, auch heute zu Hilfe kommt.

Die Gefahr heute ist jene des Abfalls vom christlichen Glauben, und



Fresko aus der Loretokirche, Svata Hora Pribram. In dieser Kriche wird Maria als Hilfe der Christen verehrt

was besonders schwerwiegend ist, des *schleichenden Abfalls*. Es zeigt sich erst nach Jahren, was heute geschieht; es zeigt sich erst heute, was vor Jahren geschehen ist. Ich denke hier an den sich seit Jahren und Jahrzehnten abschwächenden Glauben an Gott, insbesondere als den Schöpfer. Heute trägt diese Entwicklung ihre reifsten und saftigsten Früchte in der Gender-Weltanschauung, die ihre Wurzeln in bestimmten Richtungen der Aufklärung, des Marxismus und des Relativismus hat. Inzwischen hat sich diese Weltanschauung bis tief in die Kirche eingeschlichen. Rufen wir daher in dieser Angelegenheit mit aller Kraft und Innigkeit Maria als *Auxilium christianorum* an.

deutet eben, keusch zu leben – wird das Leben selber angegriffen und zerstört. Das bedeutet letztendlich: Dann wird der Wille Gottes nicht mehr erfüllt – der Wille Gottes, um dessen Erfüllung wir ja im Vaterunser bitten. Der Mensch löst sich von Gott und fällt damit in den Abgrund. Eben die Jungfrauschafft Marias, die Keuschheit Marias ist ein klarer Beleg dafür, wie bedeutend die Tugend der Keuschheit für das Heil des Menschen ist. Bezüglich der Keuschheit ist die Menschheit aber schwer krank, die Gender-Generation ist schwer krank. *Amoris laetitia* ist der Versuch einer Reaktion auf dieses Phänomen. Dabei müssen wir aber das eine bedenken: Das Problem, vor

men damit in den Bereich der Sünde gegen den Heiligen Geist: Jede Sünde wird vergeben, nicht aber die Sünde gegen den Heiligen Geist (Mt 12,31). Deshalb wird auch *Amoris laetitia* sicher noch fortgeschrieben werden. Denn es muss noch der Krankheitsherd entfernt werden. Ansonsten werden sich die Krankheitssymptome – wenn einmal die Beruhigungsmittel nicht mehr wirken – wiederum melden. In diesem Fall gilt auch das Wort der Heiligen Schrift: *Dann geht er (der unreine Geist) und nimmt sieben andere Geister mit sich, die noch schlimmer sind als er selbst. Sie ziehen dort ein und lassen sich nieder.* Und die letzten Dinge jenes Menschen werden *schlimmer* sein als



Die Verehrung der heiligen Jungfrau

„Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“ (LK 1,48). „Die Verehrung der Kirche für die selige Jungfrau Maria gehört zum Wesen des christlichen Gottesdienstes“ (MC 56). „Maria wird ... mit Recht ... von der Kirche in einem Kult eigener Art geehrt. Schon seit ältester Zeit wird diese selige Jungfrau unter dem Titel der »Gottesgebäerin« verehrt, unter deren Schutz die Gläubigen in allen Gefahren und Nöten bittend Zuflucht nehmen ... Dieser Kult ... ist zwar durchaus einzigartig, unterscheidet sich aber wesentlich vom Kult der Anbetung, der dem menschengewordenen Gott gleich wie dem Vater und dem Heiligen Geist dargebracht wird, und er fördert diesen gar sehr“ (LG 66). Er findet seinen Ausdruck in den der Gottesmutter gewidmeten liturgischen Festen und im marianischen Gebet – etwa im Rosenkranz, der „Kurzfassung des ganzen Evangeliums“.

Das Glaubensbekenntnis, Ziff 971

Mater castissima: Eng verbunden mit der Gender-Weltanschauung ist die Frage der Tugend der Keuschheit. Die Keuschheit berührt unmittelbar die Quelle des Lebens. Die Gender-Weltanschauung ist ein Generalangriff auf die Keuschheit. Wenn die Quelle des Lebens zerstört wird, das heißt, wenn der Mensch nicht mehr fähig ist, keusch zu leben und die lebensweckenden Kräfte im Sinne des Schöpfers einzusetzen – das be-

welchem wir stehen, ist nicht so sehr die Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens, von dem das Schreiben spricht, das Versagen, das Scheitern, das Nicht-Erreichen eines Ideals; das Problem ist jenes der *totalen Verslossenheit* gegenüber der Schöpfungsordnung, gegenüber den Geboten Gottes. Dass der Mensch sich verfehlt ist das eine; dass der Mensch nichts mehr hält von Gottes Weisung und Willen, ist das andere. Wir kom-

die ersten (Mt 12,45). Bitten wir die *Mater castissima*, sie möge mächtig darauf hinwirken, dass die Menschheit die Bedeutung der Tugend der Keuschheit für ihr Fortbestehen erkenne und diese Tugend als Auftrag Gottes lebe, damit die letzten Dinge der Menschheit nicht schlimmer werden als die ersten.

Mater castissima – ora pro nobis; Auxilium christianorum – ora pro nobis. Amen

„Der Mensch ist das Ebenbild Gottes – weiß er es noch?“

1. DER MENSCH IST DAS EBENBILD GOTTES

Das ist bereits in der Schöpfung grundgelegt: Im ersten Kapitel der Bibel heißt es: „Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.“ Das ist auch in die Lehre der Kirche eingegangen. Der Katechismus der katholischen Kirche hält fest, dass der Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist. Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil legt er dies so aus, dass einzig der Mensch fähig ist, seinen Schöpfer zu erkennen und zu lieben. Darin ist auch seine Personenwürde begründet (KKK 356f.)

Es gibt eine theologische Diskussion darüber, worin die Gottebenbildlichkeit des Menschen bestehe. Mit Recht ist gesagt worden, dass die Geistnatur den Menschen Gott ähnlich mache. Auch die Freiheit, die den Menschen über das Tier hinaushebt, gehört sicher zu seiner Gottebenbildlichkeit. Wenn jedoch Gott Liebe ist und der Mensch zur Liebe berufen ist und die Liebe zutiefst personal ist, dann lässt sich die göttliche Personalität in Beziehung setzen zur menschlichen Personalität. Ist es dann so abwegig, in der ehelichen Liebe und in den Beziehungen zwischen den Personen in der Familie bei einer je größeren Unähnlichkeit eine Ähnlichkeit zu den göttlichen Personen zu sehen? Der Katechismus tut es ausdrücklich: „Die christliche Familie ist eine Gemeinschaft von Personen, ein Zeichen und Abbild der Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ (KKK 2205) Also: Nicht nur die Kirche als Volk Gottes, Leib Christi und Tempel des Heiligen

Geistes hat einen trinitarischen Ursprung, sondern auch die Familie hat einen trinitarischen Bezug.

Wem das theologisch zu gewagt erscheint, den lade ich ein bei einer ganz besonderen Familie die Probe aufs Exempel zu machen, bei der Heiligen Familie. Ich habe in der vergangenen Zeit immer und immer wieder Ikonen der Heiligen Familie betrachtet und über die Heilige Familie nachgedacht. Josef, Maria und Jesus. Es kann ja nicht gleichgültig sein, dass Gott in einer Familie Mensch geworden ist und dass er die längste Zeit seines irdischen Lebens in einer Familie gelebt hat. In dieser Familie repräsentiert Josef den himmlischen Vater, von dem jede Vaterschaft ihren Ursprung hat. In seiner Entwicklung als Menschenkind lernt Jesus an Josef kennen, wie der göttliche Vater ist. Jesus selbst ist der Sohn. Maria, voll der Gnade, repräsentiert den Geist; denn vom Heiligen Geist überschattet, hat sie den Sohn des Vaters empfangen. So wird sie ja auch in der Sprache des Glaubens als die Braut des Heiligen Geistes angerufen.

In der Dreiheit von Vater, Mutter und Kind bildet sich in einer Art Analogie die Dreieinigkeit ab. Natürlich dürfen wir diese Analogie theologisch nicht überstrapazieren. Aber nach meiner Einschätzung wird sie sich gerade im Blick auf die Heilige Familie von Nazareth geistlich und pastoral als fruchtbar erweisen.

Die Kirche betet, wie sie lehrt, und sie lehrt, wie sie betet. So heißt es im vierten Hochgebet: „Wir preisen dich, heiliger Vater, denn groß bist du, und alle deine Werke künden deine Weisheit und Liebe. Den Menschen hast du nach deinem Bild geschaffen und ihm die Sorge für die ganze Welt an-

vertraut.“ Auffällig häufig kommt dieses Bekenntnis vor in den Befreiungsgebeten der Kirche. In einem Gebet zum Erzengel Michael heißt es: „Komm den Menschen zu Hilfe, die Gott nach seinem Ebenbild erschaffen und um einen so hohen Preis aus der Tyrannei Satans erkaufte hat!“ Auch im Exorzismus der katholischen Kirche finden wir immer wieder ähnliche Formulierungen: „Wende dich eilends uns zu, errette diesen Menschen, den du nach deinem Ebenbild erschaffen hast, aus seinem Unglück und vom Dämon, der am Mittag wütet.“ Oder: „Gott, Schöpfer und Beschützer des Menschengeschlechtes, du hast den Menschen nach deinem Ebenbild erschaffen: blicke herab auf diesen deinen Diener (deine Dienerin), den (die) der unreine Geist mit arglistigen Angriffen heimsucht ...“ Oder in imperativer Form: „Durch die Kraft des Heiligen Geistes verlass diesen Diener (diese Dienerin) Gottes, den (die) der allmächtige Gott nach seinem Ebenbild erschaffen hat“. Oder an einer anderen Stelle: „Fürchte im armseligen Erdenkind nicht die menschliche Schwäche, sondern das Ebenbild des allmächtigen Gottes.“

Ausgehend vom ersten Kapitel der Bibel findet sich die Auffassung des Menschen als Ebenbild Gottes in der Lehre und im Gebetsschatz der Kirche. Sie hat eine eindruckliche Entfaltung gefunden in der Theologie des Leibes des nun heiligen Papstes Johannes Paul's II., die in besonderer Weise die Ebenbildlichkeit reflektiert in Bezug auf die Erschaffung des Menschen als Mann und Frau und ihre Lebens- und Liebesgemeinschaft. Ihre Bedeutung lässt sich vielleicht so zusammenfassen: Mit Johannes Paul II. wird einsichtig, was man kaum zu

denken wagt: diese beiden Dimensionen des menschlichen und christlichen Lebens, Sexualität und Heiligkeit, gehören zusammen. Die Sexualität ist von Gott. Sie ist nicht ein Rest unserer Tierhaftigkeit. Vielleicht liegt hier das, was man das Revolutionäre der Sicht von Johannes Paul II. nennen könnte. Es ist gleichsam eine kopernikanische Wende, eine völlige Umkehr der Perspektive.

Mit der Offenbarung des Planes Gottes zur menschlichen Sexualität sind alle Versuchungen des Manichäismus besiegt, welcher zwar nicht die Lehre, aber die Seelsorge der

ganze Wahrheit über den menschlichen Leib und die Sexualität. Diese Wahrheit ermöglicht dem Mann und der Frau zur Erfüllung zu gelangen in der aufrichtigen Hingabe ihrer selbst.

Wir Christen dürfen uns aufrichten. Wir brauchen uns nicht lähmen zu lassen durch lügnerische Behauptungen. Wir haben der Welt eine lichtvolle Botschaft zu verkünden über den Leib und das Geschlecht; eine Botschaft, wonach die Welt im Grunde sich sehnt. Unsere Generation, die Generation von Johannes Paul II., trägt hier eine große Verantwortung. Denn diese Botschaft der Wahrheit und der Frei-

a) Die Umfrage zu Ehe und Familie vor der Bischofssynode

Das zeigt einmal ein Blick auf die Umfrage zu Ehe und Familie vor den Bischofssynoden von 2014 und 2015. Ein Ergebnis ist unbestritten, ob es nun mit dem offiziellen und recht differenzierten Fragebogen des Heiligen Stuhles oder mit vereinfachten Meinungsumfragen erhoben wurde. Die Lehre der Kirche in Bezug auf Ehe und Familie ist – jedenfalls in unseren Breitengraden – kaum bekannt. Man weiß zwar, dass die Kirche gegen Verhütung ist, dass sie die sakramentale Ehe für unauflöslich hält, dass sie voreheliche und außereheliche sowie gleichgeschlechtliche sexuelle Verhältnisse ablehnt und am überlieferten Familienbegriff von Vater, Mutter und Kindern festhält. Das alles ist bekannt. Aber die Begründungen für diese Lebensregeln sind praktisch unbekannt. Und da die Begründungen unbekannt sind, fällt es den Menschen so schwer, diese Lebensregeln anzunehmen. Aus diesem Unwissen heraus kommen dann die Erwartungen, die nicht selten als Forderungen ausgedrückt werden: Die Kirche solle und müsse sich endlich den Nöten der Menschen öffnen. Und das heißt dann konkret: Sie solle die Verhütung erlauben, zivil wieder-verheiratete Gläubige zu den Sakramenten zulassen, gleichgeschlechtliche Paare segnen usw.

Bei der Auswertung solcher Fragebögen ist mir übrigens aufgefallen, dass selbst jüngere und kirchlich ganz loyale Priester nur sehr ungenügend Bescheid wissen zum Beispiel über die natürliche Empfängnisregelung, welche die Kirche für die verantwortete Elternschaft empfiehlt. Das ist geradezu tragisch. Denn die natürliche Empfängnisregelung ist nicht nur in sich ethisch unbedenklich, sondern auch zuverlässig. Sie gefährdet die Gesundheit nicht und trägt erwiesenermaßen zum Gelingen der Ehe bei. Internationale Studien haben gezeigt, dass die Scheidungsrate signifikant sinkt, wenn die Eheleute den Lebensstil der natürlichen Empfängnisregelung praktizieren. Angesichts des Leids, das jede Scheidung mit sich bringt, muss man ja ein Brett vor dem Kopf haben, wenn man nicht gerade auch in der Kirche mit allen möglichen Mitteln den Lebensstil der natürlichen Empfängnisregelung fördert.

Wenn Priester darüber nicht Bescheid wissen, ist das auch eine An-



Kirche immer wieder beeinflusste. Unser Glaube ist nicht leibfeindlich, sondern ausdrücklich leibfreundlich. Die Sexualität muss nicht vom Menschen je neu erfunden werden, sie ist geoffenbart. Die Gemeinschaft der göttlichen Personen ist die Quelle und das Modell der Sexualität, nicht die Bestimmung durch den Instinkt oder den Trieb. Damit müssen die ewigen Kritiken an der Kirche ein Ende haben: die Kirche sei leibfeindlich, sie sei gegen die Sexualität, gegen die Lust. Nein, die Kirche ist radikal, von der Schöpfung her dafür. Nur sie ist wirklich dafür. Denn nur sie kennt die

heit, diese wahrhaft gute Nachricht wäre im Stande, das Angesicht der Welt zu erneuern.

2. DER MENSCH ALS DAS EBENBILD GOTTES: ER WEISS ES NICHT MEHR

Wenn sich die Ebenbildlichkeit Gottes auf besondere Weise im Verhältnis von Mann und Frau und damit in Ehe und Familie erweist, dann ist anzunehmen, dass der Mensch das gerade in diesem Bereich nicht mehr weiß.

frage an ihre Ausbildung. Seit über 40 Jahren tun sich viele Bischöfe und Moralthologen schwer, die offizielle Lehre der Kirche weiterzugeben, zu begründen und zu vertiefen. Das heißt für mich: Die Theologie des Leibes muss auch in den Priesterseminaren gelehrt werden.

b) Die Gender-Ideologie

Das zeigt zum anderen ein Blick auf die Gender-Ideologie. Sie ist ein Angriff auf den Menschen als Ebenbild Gottes, geschaffen als Mann und Frau. Die Gefährlichkeit dieser Ideologie wird noch von zu vielen unterschätzt, auch von manchen Hirten der Kirche. Zwar haben schon einige Bischofskonferenzen auf die Gefahren der Gender-Ideologie hingewiesen, aber meines Wissens hat im deutschen Sprachraum der Bischof von Chur als erster sich in einem Hirtenwort zu diesem Thema geäußert. Er kommt dabei zu folgendem Urteil: „Vordergründig geht es im Genderismus um die Gleichstellung der Geschlechter auf allen gesellschaftlichen Ebenen. Die Unterdrückung der Frau zum Beispiel, wie sie in manchen Gesellschaften und Kulturen noch immer vorherrscht, wird zu Recht beklagt. Sie entspricht nicht der Ebenbürtigkeit von Mann und Frau, die in der Schöpfungsordnung grundgelegt ist und in der Heilsordnung entfaltet wird. Insofern hat der Genderismus etwas Bestechendes an sich. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Ideologie aber um einen Angriff auf Ehe und Familie als die tragenden Strukturen unserer Gesellschaft. Ungerechtigkeit im Verhältnis der Geschlechter kann durch die Leugnung der Geschlechterpolarität nicht behoben werden. Deshalb lehnt die Kirche die Ideologie des Genderismus ab.“ Und dann weist Bischof Vitus Huonder ausdrücklich darauf hin, dass der Genderismus die Schöpfungsordnung leugnet: „Die Erschaffung des Menschen als Mann und Frau ist eine Vorgabe des Schöpfers. Darüber kann und darf der Mensch nicht verfügen. Der Schöpfungsbericht sagt, dass Gott den Menschen in seiner Bipolarität erschaffen hat: „Als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen 1,27). Er schließt mit der Feststellung, dass alles, das ganze Schöpfungswerk, sehr gut war, somit auch die Erschaffung des Menschen als Mann und Frau (Vgl. Gen 1,31).“ Im weiteren Verlauf seines Hirtenwortes begründet der Bischof

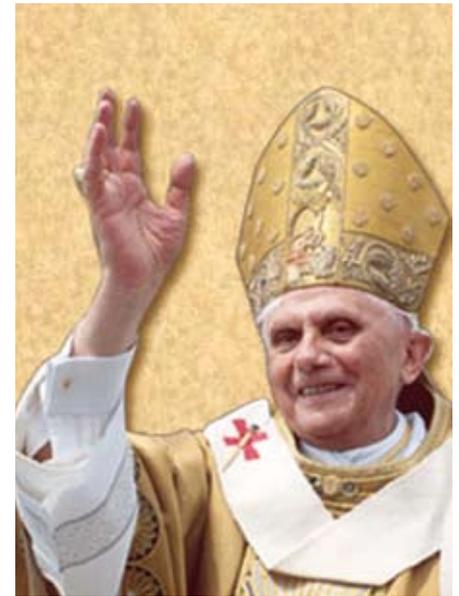
die Ablehnung der Gender-Ideologie mit folgenden Thesen: Der Genderismus leugnet die Vorgabe der Natur, er ist wissenschaftlich unhaltbar, er zerstört Ehe und Familie, er schadet dem Mann, der Frau und dem Kind und er nimmt totalitäre Züge an.

Je mehr sich die Gender-Ideologie ausbreitet, gefördert von großen internationalen Organisationen, von Lehrstühlen, Politikern und Medien, desto weniger kann der Mensch noch wissen, dass er als Mann und Frau von Gott geschaffen und so sein Ebenbild ist.



Johannes Paul II. (1978-2005)
„Die Familie ist die Kernzelle der Gesellschaft. Sie stützt sich auf die feste Grundlage jenes Naturrechts, das alle Menschen und alle Kulturen verbindet“. Seine Schreiben z.B. „Brief an die Familien“ bringen seine Sorgen für die Familie deutlich zum Ausdruck.

ser Theorie und der in ihr liegenden anthropologischen Revolution ist offenkundig ... Wo die Freiheit des Machens zur Freiheit des Sich-selbst-Machens wird, wird notwendigerweise der Schöpfer selbst gelehnet und damit am Ende auch der Mensch als göttliche Schöpfung, als Ebenbild Gottes im Eigentlichen seines Seins entwürdigt. Im Kampf um die Familie geht es um den Menschen selbst. Und es wird sichtbar, dass dort, wo Gott gelehnet wird, auch die Würde des Menschen sich auflöst. Wer Gott verteidigt, verteidigt den Menschen.“



Benedikt XVI. (2005-em. 2013)
„Die verschiedenen Formen der Auflösung der Familie von heute wie die ‚Ehe ohne Trauschein‘, die ‚Ehe auf Probe‘ bis hin zur Pseudo-Ehe von Personen des gleichen Geschlechts sind hingegen Ausdruck einer anarchischen Freiheit, die zu unrecht als wahre Befreiung dargestellt wird“.

3. WARUM WEISS DER MENSCH NICHT MEHR, DASS ER GOTTES EBENBILD IST?

a) Menschliche Gründe: die Gottvergessenheit und die Krise der Familie

Knüpfen wir bei einer Aussage von Papst Benedikt XVI. an zur Gender-Ideologie, die auch der Bischof von Chur als Quintessenz seines Hirtenwortes zitiert: „Papst Benedikt XVI. sagte in seiner Ansprache vor dem Kardinalskollegium und der Kurie am 21. Dezember 2012 zum Genderismus: „Die tiefe Unwahrheit die-

Der tiefere Grund dafür, dass der Mensch seine Gottebenbildlichkeit nicht mehr weiß, ist also seine Gottvergessenheit. Wenn der Mensch glaubt, alles selber machen zu können und alles im Griff zu haben, braucht er Gott nicht mehr. Die Beherrschung der Natur durch die Naturwissenschaften und den technischen Fortschritt fördern diesen Machbarkeitswahn, von dem Papst Benedikt öfters gesprochen hat. Der materielle Wohlstand trägt ebenfalls dazu bei, Gott aus dem Blick zu verlieren. Mir scheint: Viele leben heute wie Maulwürfe: unter der Erde, abgeschlossen vom Licht, mit

riesengroßen Schaufelhänden zum Raffen und zum Machen, aber mit zurückgebildeten Augen, weil sie den Himmel nicht mehr sehen. Aber wenn wir von Gott so geschaffen sind, dass wir nur in der Rückbindung zu ihm, in der religio glücklich werden können, dann kann die Gottvergessenheit nur schreckliche Folgen haben. A. Delp sagte im Angesicht des Todes: „Ohne ein Minimum von Transzendenz geht es nicht ... der Mensch muss über sich selbst hinauswollen, wenn er überhaupt Mensch bleiben will“ (Im Angesicht des Todes, Wiesbaden 1963, 129). Und Robert Spaemann meint in seinem neuen und empfehlenswerten Psalmenkommentar: „Der Versuch eines Aufstands gegen die Allmacht des Schöpfers ist lächerlich. Er kann nie zur Entthronung Gottes, sondern nur zur Selbstzerstörung des Menschen führen“ (Spaemann, Psalmen 26). „Die Auflehnung gegen den Herrschaftsanspruch Gottes bedeutet die Selbstzerstörung der Rebellen (Spaemann, Psalmen 27). Wenn immer mehr Menschen leben, als ob es Gott nicht gäbe, hat das auch Folgen für das Zusammenleben. Die Entwicklung der Moral könnte so beschrieben werden: Zuerst lebten die Menschen nach dem Grundsatz: Fürchte Gott, tue Recht und scheue niemand. Dann ließen sie den ersten Teil weg und beschränkten sich auf die Weisung: Tue Recht und scheue niemand. Aber weil es ohne eine Letztverantwortung vor Gott nicht geht, sind wir heute bei der Maxime angelangt: Scheue niemand! Ist Gott einmal vergessen, vergisst der Mensch auch das Gemeinwohl. Er wird zunehmend zu einem Individualisten und schließlich zu einem Egomane. Die Wahrheit wird dann subjektiv und das Faktische zur Norm werden. Der französische Schriftsteller Paul Bourget beendet seinen Roman „Le Démon de midi“ mit dem Satz: „Man muss leben, wie man denkt, wenn man nicht damit enden will, zu denken, wie man lebt“ (<http://www.katholisches.info/2014/03/31/von-der-diktatur-des-proletariats-zur-diktatur-des-relativismus-roberto-demattei-ueber-die-kirche-und-den-dialektischen-materialismus/>).

Wenn die Familie in gewisser Weise Ebenbild Gottes ist, dann trägt die Krise der Familie dazu bei, dass ihre Gottebenbildlichkeit in Vergessenheit gerät. Worin besteht die Krise

der Familie? Die Familie als solche war bis in die Gegenwart hinein eine selbstverständliche Vorgabe. Sie mochte sich im Laufe der Zeit wandeln, sie mochte in gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Hinsicht Funktionen hinzugewinnen oder verlieren. Aber ihre Kernbedeutung blieb. Sie ist die Gemeinschaft von Eltern und Kindern. Wenn die Ehe bestimmt ist durch die Lebens- und wenn möglich die Liebesgemeinschaft von Mann und Frau, so kommen bei der Familie eins oder mehrere Kinder hinzu. Sie umfasst mehrere Generationen.

Alle diese Selbstverständlichkeiten sind heute in Frage gestellt. Familie ist, wer sich aus dem gleichen Kühlschrank verpflegt. Man spricht von verschiedenen Familienformen, die alle gleichwertig seien. Die sogenannte traditionelle Familie mit Vater und Mutter und Kindern dürfe nicht die maßgebende sein. Einelternfamilien, Patchwork-Familien dürften nicht diskriminiert werden durch die Idealisierung der vollständigen Familie. Gleichgeschlechtliche Personen mit Kindern aus heterosexuellen Verbindungen, mit adoptierten Kindern oder mit künstlich gezeugten Kindern beanspruchen ebenfalls, als Familie anerkannt zu werden. Frauen wünschen sich ein Kind ohne Beziehung zu einem Mann. Das Kind dient in erster Linie ihrer Selbstverwirklichung. Wie wir gesehen haben, versucht die Gender-Ideologie diesen Entwicklungen noch eine pseudowissenschaftliche Rechtfertigung zu geben.

Die Ursachen dieser fundamentalen Krise der Familie sind vielfältig und komplex.

- Die großen Ideologien des letzten und vorletzten Jahrhunderts wollten die Familie zerstören, um leichter den neuen, an die totalitären Systeme angepassten Menschen zu schaffen. Der entwurzelte Mensch ist manipulierbar. Die religiöse Bindung des Menschen ist vermittelt durch die familiäre Bindung. Gottlose Ideologien wissen das und greifen deshalb die Familie an. Erhellend ist hier eine erschütternde Aussage von Karl Marx in seinen „Thesen über Feuerbach“: „Feuerbach geht aus von dem Faktum der religiösen Selbstentfremdung, der Verdopplung der Welt in eine religiöse und eine weltliche Welt. Seine Arbeit besteht darin, die religiöse Welt in ihre weltliche Grundlage aufzulösen. Aber

dass die weltliche Grundlage sich von sich selbst abhebt und sich ein selbständiges Reich in den Wolken fixiert, ist nur aus der Selbstzerrissenheit und Sichselbstwidersprechen dieser weltlichen Grundlage zu erklären. Diese selbst muss also in sich selbst sowohl in ihrem Widerspruch verstanden als praktisch revolutioniert werden. Also nachdem z.B. die irdische Familie als das Geheimnis der heiligen Familie entdeckt ist, muss nun erstere selbst theoretisch und praktisch vernichtet werden“. Die Vernichtung der Familie war und ist das Ziel des Marxismus. Dieses sein Programm ist ge-



Alfred Delp SJ , Am 2. Februar 1945 wurde Delp in Berlin-Plötzensee als Mitverschwörer im Kreisauer Kreis gehängt.

„Brot ist wichtig, die Freiheit ist wichtiger, am wichtigsten aber die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung“.

sellschaftlich und kulturell auch heute noch sehr wirksam.

- Ein schrankenloser Individualismus ist per se familienfeindlich. Er neigt in der Folge dazu, in jeder Notlage den Staat um Hilfe anzugehen.

- Eine falsch verstandene Emanzipation der Frau sucht in Angleichung an den Mann eher die berufliche Karriere als die Mutterschaft. Werden Kinder zu früh von ihren Müttern getrennt, führt das zu vielfältigen seelischen Verletzungen.

- In zwei Weltkriegen sind unzählige Väter umgekommen und dann in der Erziehung der Kinder ausgefallen.

Die Überlebenden waren in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts so sehr mit dem materiellen Wiederaufbau beschäftigt, dass die seelische Entfaltung der Kinder zu kurz kam. Seelische Vernachlässigung wurde häufig durch materielle Verwöhnung kompensiert.

- Die Folge ist bei immer mehr Menschen ein wenig entfaltetes Urvertrauen, ein sehr labiles Selbstwertgefühl. Darunter leidet vor allem auch die Bindungsfähigkeit der Menschen. Die Folge davon ist, dass die Zahl der Eheschließungen abnimmt. Auch der Prozentsatz der außerehelichen Geburten hat zugenommen.

- Entbehrungen in der Kindheit können zu gesteigerten Ansprüchen im Erwachsenenalter führen. Wenn mein Ehepartner meine großen und vielfältigen Ansprüche nicht erfüllt, muss ich nach einem anderen Ausschau halten.

- Damit kommen wir zu einem weiteren Aspekt der Krise der Familie: Die zunehmende Scheidungsrate. In städtischen Milieus wird bald jede zweite Ehe geschieden. Man betrachtet die Ehe nicht mehr als den „Bund fürs Leben“, sondern stellt sich auf mehrere „Lebensabschnittspartner“ ein. Ein Ehepartner, der die emotionalen Bedürfnisse nicht mehr stillt, wird ausgetauscht; denn er steht der Selbstverwirklichung im Weg. Die Leidtragenden sind die Scheidungskinder, von denen es inzwischen in Europa Millionen gibt. Früher hatten die Eltern mehrere Kinder, heute haben die Kinder mehrere Eltern. Scheidungskinder tun sich in der Regel schwerer im Leben als Kinder aus intakten Familien. Ehepartner, deren Eltern sich schon scheiden ließen, werden in einer Ehekrise schneller an eine Scheidung denken. So pflanzen sich gestörtes Vertrauen und Bindungsängste von Generation zu Generation fort.

- Mit dem medizinischen Fortschritt ist die Kindersterblichkeit stark gesunken und so die Bevölkerung rascher gewachsen. Aus dieser Wahrnehmung entstand die Angst vor einem unkontrollierten Wachstum der Bevölkerung. Familienplanung wurde zur manchmal notvollen Frage. Die falsche Theorie von Malthus, wonach die Bevölkerung rascher wachse als die Produktion von Nahrungsmitteln, löste das Schreckgespenst der „Bevölkerungsexplosion“ aus. Man glaubte in den reichen Ländern, der Wohlstand

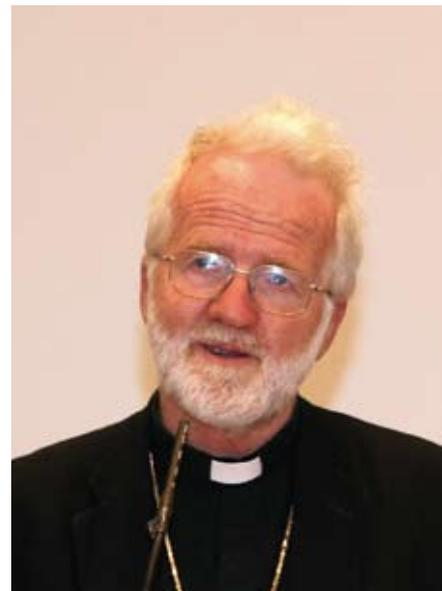
sei nur zu wahren, wenn die Geburten vor allem in den armen Ländern drastisch und mit allen Mitteln reduziert würden. Das ist übrigens auch eines der Motive für die Propagierung von gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Aus der Angst um die „Bevölkerungsexplosion“ ist in vielen reichen Ländern eine „Bevölkerungsimplosion“ geworden. Die Geburtenrate ist so weit gesunken, dass die Generationen nicht mehr ersetzt werden. Wir sind sterbende Völker geworden. Es ist weniger die Überalterung das Problem als die „Unterjüngung“, um eine Wortbildung von Prof. Dr. med. Ot-



Robert Spaemann (* 5. Mai 1927 in Berlin) ist ein deutscher Philosoph.
„Der Ungläubige nimmt die Welt hin und kapituliert vor dem Sinnlosen. Der Gläubige behält das Vertrauen in die Sinnhaftigkeit des Seins“.

Weitergabe des Lebens. Wo die Verhütung versagt, ist in einer Gesellschaft, welche die Machbarkeit vergötzt, der Schritt zur Abtreibung klein. So sterben in unserer „Zivilisation des Todes“ Millionen von Kindern noch vor ihrer Geburt.

Fassen wir diesen Punkt zusammen. Die Gottebenbildlichkeit des Menschen zeigt sich in besonderer Weise in der Ehe von Mann und Frau und in der Familie. Sie sind berufen, Orte zu sein, wo die Liebe Gottes zu den Menschen erfahrbar wird. Die Krise der Familie verdunkelt diese Gottebenbildlichkeit.



Weibischof Dr. Andreas Laun (* 13. Oktober 1942 in Wien)
„Der Papst kann genauso wenig einen moralischen Maßstab senken noch anheben - so wie er ein physikalisches Gesetz nicht ändern kann. Moralische Gesetze sind Gottesgesetze oder sie gehören als nur menschliche Gesetze nicht zur Moral als solcher“.

mar Tönz zu verwenden. Die kinderreichen Familien sind eine Minderheit geworden und haben keine politische Lobby.

- Der weltanschauliche Hedonismus und der allgemein praktizierte Konsumismus ließ eine lebensfeindliche Spaßgesellschaft entstehen nach dem Motto von Neil Postman: „Wir amüsieren uns zu Tode“ bzw. nach dem Wort der Bibel: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ In einem solchen Umfeld sind Kinder nur im Wege. Die hormonelle Antikonzeption erleichterte die Abkoppelung der Sexualität von der

b) Geistige Gründe

Bei den menschlichen Gründen dafür, dass der Mensch seine Gottebenbildlichkeit nicht mehr weiß, ging ich von einem Zitat von Papst Benedikt aus. Bei der Frage nach den geistigen Gründen kann ich auf eine Aussage von Papst Franziskus verweisen. Dieser sagte zu Weibischof Andreas Laun: „Die ‚Genderideologie ist dämonisch!‘“ Andreas Laun kommentiert in seinem Klartext: „Übertrieben? Nein, weil sie längst auf dem Weg in staatliche Gesetze mit ihrer Unterdrückungsgewalt, die von Gott geschaffene Natur der Menschen

vergewaltigt, den Menschen „umformen“ will und damit zeigt: Ihre Vertreter wollen sein wie Gott, indem sie einen neuen, selbst-erfundenen Menschen „machen“ wollen (<http://www.kath.net/news/45221>). Der Machbarkeitswahn, von dem Papst Benedikt spricht, hat somit eine diabolische Wurzel. Das zu erkennen, ist wichtig. Wir sind geneigt, den Menschen allein in der Beziehung zu Gott und zu den Mitmenschen zu sehen. Aber es gibt noch einen dritten Mitspieler im großen Welttheater, den Widersacher, den Fürsten dieser Welt. Obwohl er in der Gestalt der Schlange schon am Anfang der Bibel nach der Erschaffung vom Mann und Frau als Gottes Bild und Gleichnis in Erscheinung tritt, wird er kaum beachtet. Er sät Misstrauen zwischen Gott und den Menschen und täuscht die ersten Menschen mit der Lüge, sie könnten

Denn es ist unbestritten, dass Jesus und die Apostel von der Existenz dämonischer Mächte überzeugt waren. Es scheint mir in diesem Zusammenhang außerordentlich wichtig, dass das Ringen mit der Macht der Dämonen zum eigentlich religiösen Weg Jesu selbst gehört. Die Bibel weiß von seinen Versuchungen. Sie geht so weit zu sagen, Jesus sei dazu in die Welt gekommen, um die Werke des Teufels zu vernichten (1 Joh 3,8). Die Vollmacht, Dämonen auszutreiben, überträgt er auch seinen Jüngern (Mk 3,14). Der geistliche Kampf gegen die versklavenden Mächte, der Exorzismus über eine von Dämonen geblendete Welt gehört unabtrennbar zum geistlichen Weg Jesu und zur Mitte seiner eigenen Sendung wie derjenigen seiner Jünger. Die Aussagen über den Teufel sind auch in den Glauben aufgenommen worden. Denn zum

senschaftliche Erkenntnis zueinander? Denn mit dem „Weltbild“ will man ja den Teufel verabschieden. Der Glaube kann gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnis nicht widersprechen. Dass die Vorstellung des Teufels dem Durchschnittsgeschmack entgegensteht, ist klar. Aber weshalb sollte eigentlich diese Vorstellung mit unserem Weltbild nicht mehr vereinbar sein? Machen wir nicht gerade in unserer Zeit immer wieder die Erfahrung, dass es eine über- und außermenschliche Bosheit gibt? Es gibt böse Taten und Zustände, welche sozusagen die menschliche Krugweite sprengen: die Vernichtung der Juden während des 2. Weltkrieges, die Abtreibungswelle unserer Zeit, das alle menschlichen Beziehungen korrumpierende Klima des Misstrauens in totalitären Staaten, die verborgene rituelle Gewalt und der Satanskult,



aus eigener Kraft Gott ähnlich werden. Durch den Sündenfall wird die ursprüngliche Harmonie zwischen Gott und Mensch und unter den Menschen empfindlich gestört. Auch das Licht der Vernunft ist dadurch getrübt. Deswegen brauchen wir das Licht der Offenbarung, um die Wirklichkeit besser zu verstehen.

„Abschied vom Teufel“, so hieß ein Buch des Alttestamentlers Herbert Haag, das zur Zeit meines Theologiestudiums, also vor etwa 45 Jahren, erschienen ist. Der damalige Professor Joseph Ratzinger zeigte in einem Artikel auf, dass Haag seinen Abschied vom Teufel weder von der Bibel noch von der Lehre der Kirche her begründen konnte, sondern allein im Namen der zeitgenössischen Weltanschauung.

Zentrum des Glaubens gehört sicher die Taufe. Nun aber gehören seit jeher der Exorzismus und die Absage an den Satan zum Kerngeschehen der Taufe. Ja, die Absage an den Satan bildet zusammen mit der Zusage an Jesus Christus die unerlässliche Eingangstür ins Sakrament. Man würde die Taufe und damit den christlichen Lebensvollzug ändern, wenn man die Realität des Teufels streichen wollte. Im übrigen müsste man hier, bei der Frage nach der Kirche, die Erfahrung der Heiligen, aber auch der Exorzisten aller Jahrhunderte dazu nehmen. Diese Erfahrung entspricht der Erfahrung Jesu: Je stärker das Heilige sichtbar und mächtig wird, desto weniger kann sich der Teufel verbergen. Schließlich muss die letzte Frage gestellt werden: Wie verhalten sich Glaube und wis-

die Zerstörung von Ehe und Familie, die Genderideologie und die Erfahrung von Besessenen, um nur einige Beispiele zu nennen. Papst Johannes Paul II. fragte einen Prälaten: „Haben Sie den Teufel schon gesehen?“ „Nein“, antwortete dieser. Der Papst sagte darauf: „Ich auch nicht, aber ich spüre ihn jeden Tag.“ Nur am Rande sei vermerkt, dass ein einfacher Bauer das Buch von Haag so kommentiert hat: Herbert Haag hat Abschied genommen vom Teufel. Aber der Teufel hat nicht Abschied genommen von Herbert Haag.

Als Priester im Befreiungsdienst weiß ich sehr gut, dass wir gegen geistige Mächte zu kämpfen haben, die uns Angst machen wollen, welche die Liebe hassen und die Menschen in die Verzweiflung stürzen wollen.

Vor allem aber wollen diese Mächte, dass wir Gott vergessen, uns gegen ihn auflehnen, leben, als ob es ihn nicht gäbe. Papst Franziskus sagte in der Predigt in St. Marta am 11. April 2014: „Wir alle sind versucht.“ Der Teufel wolle nicht unsere Heiligkeit, er wolle nicht, dass wir Jesus folgten. Jemand könne vielleicht einwenden: „Aber, Heiliger Vater, wie antiquiert Sie sind, vom Teufel zu sprechen, im 21. Jahrhundert! Aber, seht, den Teufel gibt es. Den Teufel gibt es! Auch im 21. Jahrhundert! Und wir dürfen nicht gutgläubig sein, eh? Wir müssen vom Evangelium lernen, wie man gegen ihn kämpft.“

Die normale Weise, wie der Böse uns bekämpft, sind die alltäglichen Versuchungen zur Sünde. Die Begegnung mit stark bedrängten und besessenen Menschen kann uns helfen, wirklich mit seiner Existenz zu rechnen und uns vorzusehen. Es könnte sein, dass Gott dem Bösen erlaubt, sich in bedrängten und besessenen Menschen auch auf übernatürliche Weise zu manifestieren, weil viele Theologen und Seelsorger seine Existenz leugnen.

4. DER MENSCH IST GEFÄHRDET WAS RETTET IHN? DIE BEKEHRUNG, DIE HEILUNG UND DIE BEFREIUNG

Von Jesus werden vor allem drei Tätigkeiten berichtet: Er hat das Reich Gottes verkündet, verbunden mit dem Ruf zur Umkehr: „Das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,14). Er hat Kranke geheilt und Dämonen ausgetrieben: „Am Abend, als die Sonne untergegangen war, brachte man alle Kranken und Besessenen zu Jesus. Die ganze Stadt war vor der Haustür versammelt, und er heilte viele, die an allen möglichen Krankheiten litten, und trieb viele Dämonen aus“ (Mk 1,32ff).

Es ist einmal die Bekehrung, die den Menschen rettet. Aber bekehren kann der Mensch sich nur wirklich, wenn ihm die Botschaft vom Reich Gottes unverkürzt verkündet wird. Es ist die Botschaft, dass Gott uns aus Liebe erschaffen und zur Liebe berufen hat. Er liebt uns bis zum Tod seines Sohnes am Kreuz. Wir sind

Gottes Ebenbild, weil wir ihn erkennen, lieben und anbeten können. Indem wir uns auf ihn hin überschreiten, kann unser Leben gelingen und können wir selig werden. Wenn diese frohe Botschaft nicht verkündet wird, dann wird der Mensch sagen, wie wir es schon beim Propheten Maleachi lesen können: „Was ihr über mich sagt, ist kühn, spricht der Herr. Doch ihr fragt: Was sagen wir denn über dich? Ihr sagt: Es hat keinen Sinn, Gott zu dienen. Was haben wir davon, wenn wir auf seine Anordnungen achten und vor dem Herrn der Heere in Trauergewändern umhergehen?“ (Mal 3,13f.).

Es ist sodann die Heilung, die den Menschen rettet. Es gibt so viele verletzte Menschen – gerade wegen der Krise, in welcher die Familie ist. Wir brauchen eine therapeutische Seelsorge! Wir brauchen eine heilende Seelsorge in der Begleitung von getrennten, geschiedenen und zivil wiederverheirateten Gläubigen. Es geht hier um viel mehr als um die Frage der Zulassung zu den Sakramenten. Wir brauchen eine gute Seelsorge in der Begleitung von Menschen, die unter gleichgeschlechtlichen Neigungen leiden.

Es ist drittens die Befreiung vom Bösen, die den Menschen rettet. Es gibt schon manche Priester und Laien, die im Befreiungsdienst stehen und vom Bösen bedrängten Menschen helfen. Jede Diözese sollte einen vom Bischof beauftragten Exorzisten haben. Wegen des Todes der Studentin Anneliese Michel, die nicht wegen, aber anlässlich von Exorzismen starb, sind die meisten deutschen Bischöfe extrem zurückhaltend, was die Ernennung von Exorzisten betrifft. Dazu kommt, dass es Exorzisten gibt, die von der Existenz des Teufels nicht überzeugt sind und sich deshalb als Wegbereiter zum Psychiater verstehen. Das führt dazu, dass bedrängte Menschen nicht selten nach Polen, Italien, Österreich oder in die Schweiz reisen, um bei einem Exorzisten Hilfe zu bekommen. Das ist meines Erachtens nicht in Ordnung. Die Kirche kennt dieses Instrument der Seelsorge seit ihren Anfängen, auch wenn es in verschiedenen Zeiten unterschiedlich häufig angewendet worden ist. Es sollte in jeder Diözese ein Team geben, in dem Priester, Ärzte und Laien sich ergänzen in der Hilfe für bedrängte

Menschen, die meist unsäglich leiden.

Von den drei Tätigkeiten Jesu – bekehren, heilen und befreien – lassen sich für uns alle drei wichtigen Gebetsanliegen ableiten. Wir dürfen und sollen beten um die Bekehrung von uns und anderen. Wir Menschen geben immer wieder unserem Egoismus nach. Wir denken mehr an uns als an Gott und unsere Mitmenschen. Wir müssen Zeit unseres Lebens immer wieder umkehren. Dazu gehört auch, dass wir diejenigen um Vergebung bitten, die wir verletzt haben, und dass wir denjenigen verzeihen, die uns verletzt haben. Das alles können wir nicht aus eigener Kraft. Wir bedürfen dazu der Hilfe Gottes. Darum beten wir um Bekehrung.

Wo Menschen miteinander leben, kommt es immer wieder zu gegenseitigen Verletzungen, sehr oft auch unabsichtlich. Seelische Wunden können zu leiblichen Krankheiten führen. Wir Menschen sind seit dem Anfang unseres Lebens auf vielfache Weise verwundet. Deshalb bedürfen wir alle der Heilung nicht nur von allen möglichen Krankheiten, sondern auch von unseren seelischen Verletzungen. So sollen und dürfen wir beten um die Heilung von uns und unseren Mitmenschen.

Wir glauben, dass Gott die sichtbare und die unsichtbare Welt erschaffen hat. Zur unsichtbaren Welt gehören die gefallenen Engel, die uns von Gott und der Liebe wegbringen und ins Unheil stürzen möchten. Auch wenn Jesus den Teufel am Kreuz besiegt hat, führt dieser immer noch Rückzugsgefechte. Er will uns zur Sünde verführen und kann auch auf mancherlei andere Weise unsere Freiheit zum Guten behindern. Deshalb dürfen und sollen wir für uns und unsere Mitmenschen beten um die Befreiung vom Bösen.

Übrigens helfen uns in diesen drei wichtigen Gebetsanliegen die drei großen Erzengel. Gabriel, der Engel der Verkündigung, kann uns beistehen in unserem Gebet um Bekehrung. Raphael, der die blinden Augen des Tobit geheilt hat, kann uns unterstützen im Gebet um Heilung. Und Michael, der große Kämpfer gegen den Satan, kann uns helfen in unserem Gebet um Befreiung. □

Liturgie und Kirche lieben

Wegweisende Impulse aus dem Werk von Romano Guardini

Im Jahr 2018 gibt es zweimal Grund, des bedeutenden Theologen Romano Guardini zu gedenken. Zum einen jährt sich am 1. Oktober sein Todestag zum 50. Mal. Außerdem erschien vor 100 Jahren eines seiner wichtigsten Bücher, sein Erstlingswerk „Vom Geist der Liturgie“. Aktuell ist seine Person auch vor einiger Zeit wieder ins Bewusstsein getreten, weil in der Erzdiözese München sein Seligsprechungsprozess eröffnet wurde.

Untrennbar ist Guardinis Name mit der Liturgischen Bewegung verbunden, deren Anliegen er in dem genannten Büchlein „Vom Geist der Liturgie“ aufgreift und umsetzt. 1922 schreibt er in seinem Buch „Vom Sinn der Kirche“: „Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: Die Kirche erwacht in den Seelen.“ Damit drückt er seine Erfahrung aus, dass die Menschen mehr und mehr beginnen, sich in der Kirche zuhause zu fühlen. „Dass der Einzelne mit ihr lebe, sich für sie mit verantwortlich wisse, für sie arbeite, ist der Maßstab seiner wahren – nicht geredeten – Kirchlichkeit“, schreibt Guardini.

Dabei geht es ihm um ein Mitgehen mit der Kirche, das auch den Gehorsam ihr gegenüber einschließt. Doch vor allem will er zu einer Liebe zur Kirche hinführen.

Gerade auch aus dieser Perspektive ist sein Büchlein „Vom Geist der Liturgie“ so wertvoll. Guardini zeigt nämlich, dass Liturgie gerade dann dem Leben Sinn und Erfüllung gibt, wenn sie in die Gemeinschaft der Kirche eingebunden ist. Er wird nicht müde zu betonen, wie sehr gerade das liturgische gemeinschaftliche Gebet mit seinen festen Regeln dem Glauben und Leben Tiefe gibt. Natürlich

ist das eine Herausforderung, sich diesen Regeln unterzuordnen und dem sich immer nach vorne drängenden „Ich“ Widerstand zu leisten, aber genau das bringt den Menschen Christus näher. Die liturgische Feier der Kirche, insbesondere die Eucharistie ist nämlich geprägt durch das gemeinsame Blicken auf den erhöhten Herrn. Die Liturgie mit ihrer Vielzahl von Gebeten, aber auch den biblischen Texten, fordert dazu heraus, sich dem ganzen Christus zu stellen – nicht nur dem, was uns aus seiner Botschaft besonders zusagt. Zudem verhilft die geregelte Liturgie auch dazu, im Gebetsleben nicht ins Emotionale abzusacken. Guardini lehnt es nicht ab, dass Gebet und Liturgie auch das Gemüt ansprechen, er sieht aber die Gefahr darin, dass ein nur emotionaler Glaube nicht mehr alltags-tauglich ist. Tatsächlich geschieht es ja, dass man zuweilen – etwa in sehr festlichen und emotional anrührenden Gottesdiensten – sich Gott sehr nahe fühlt, im Alltag das alles aber wieder versendet. Nun ist tatsächlich eine gewisse Disziplin gefragt, um in der Beziehung mit Gott zu bleiben, und gerade die geregelte Form der heiligen Messe ist hier hilfreich – wenn ihr Sinn denn verstanden wird.

Guardini hat sein Büchlein in einer Zeit geschrieben, als viele Gläubige die lateinische Messe im „Volks-Schott“ mitgebetet haben. Ich kann mir vorstellen, dass viele FELS-Leser dieses Messbuch noch kennen, dessen Erstausgabe im Jahr 1884 vom Beuroner Benediktinerabt Anselm Schott herausgegeben wurde und in dem neben den lateinischen Texten die Texte auch in deutscher Sprache abgedruckt waren. So war es jedem gut möglich, die liturgischen Texte auch mit- und nachzuvollziehen, wenn man des Lateinischen nicht mächtig war.



Guardini lehnt übrigens das Lateinische in der Messe nicht ab, sondern sieht es vielmehr als Hilfe, den Mysteriencharakter der Eucharistie auszudrücken, vor allem, wenn der lateinische Text gesungen wird.

So sieht Romano Guardini Liturgie als Quelle des ganzen kirchlichen Lebens, ist sie doch die intensivste Form der Christusbegegnung. Genauso sieht er aber auch die Kirche als die Gemeinschaft, die von Christus her kommt und zu ihm hin geht. Darum ist es für ihn auch möglich und eine große Hilfe, diese Kirche zu lieben – denn wer Glied der Kirche ist, der ist auch Glied am Leib Christi. So drückt es Guardini in „Vom Sinn der Kirche“ aus: „In dem Maß bin ich christliche Persönlichkeit, als ich Glied der Kirche bin, und die Kirche in mir lebendig ist. (...) Sind diese Dinge mir aufgegangen, dann ist mir die Kirche nicht mehr geistige Polizei, sondern Blut von meinem Blut, Fülle, aus der ich lebe. Dann ist sie meines Gottes allumspannendes Reich, und das Reich drinnen ihr lebendiger Widerhall. Dann ist sie mir Mutter, dann ist sie mir Königin, Christi Braut. Dann kann ich sie lieben. Und dann erst habe ich Frieden.“



Avv. Prof. Dr. Marco Sermarini:

Die Hoffnung geht von Familien aus

Wenn in unseren Tagen ein Umstand recht ungenügend ist, dann vielleicht die Krise des Klerus: seiner Identität, seiner Leitungsfunktion für das Volk Christi und seines Mutes, als Spender der heiligsten Sakramente, ein Bezugspunkt und ein Licht in dieser Welt zu sein. Eventuell müssen wir wieder ganz von unten beginnen, ausgehend von den Menschen, die beharrlich christlich geblieben sind, indem sie am Leben des Gebets und der Sakramente, so wie es ihnen in ihrer Jugend vermittelt wurde, festgehalten haben. Betrachten wir beispielsweise die Krise des Arianismus: Der Widerstand ist zwar von Männern wie dem heiligen Athanasius von Alexandrien ausgegangen, aber auch vom einfachen Volk. Eines ist allerdings grundlegend anders als früher: Heute sind wir eine Minderheit, und die Kirche kann sich nicht mehr auf eine kulturelle Hegemonie in der Gesellschaft stützen. Vor allem anderen müssen wir das Samenkorn der unverfälschten Glaubenslehre und der unverfälschten Liturgie schützen und bewahren. Aber damit nicht genug: Heutzutage kommt es sogar darauf an, auch die Identität des Menschen selbst und die Orte, an denen er zur Welt kommt, aufwächst und behütet wird, zu schützen und zu bewahren.

In der Vergangenheit, wie etwa zur Zeit der arianischen Krise, bestand die zentrale Herausforderung der katholischen Kirche in der Welt im Kampf gegen die christologischen Häresien oder auch gegen die immerwährende Versuchung, unseren Herrn Jesus Christus auf eine Gestalt zu reduzieren, die der Macht förderlich ist. Und darum ging es doch in erster Linie beim Arianismus. John Henry Newman sagt: „*Sie [d. h. die Arianer] waren nur eine politische Gruppierung, die den Namen der Religion missbrauchte und damit im Wesentlichen als antichristlich einzustufen ist. Es*

Marco Sermarini ist Präsident und Gründer der Italienischen Chesterton-Gesellschaft (Società Chestertoniana Italiana) und Leiter der Gesellschaft undurchsichtiger Typen des Seligen Pier Giorgio Frassati dei Tipi Loschi del beato Pier Giorgio Frassati, einer Laienvereinigung in Grottammare in den Marken. Er ist im Lenkungsausschuss der italienischen Ausgabe von Chesterton Review. Marco wird bei seinen Aktivitäten von seiner Frau Federica, ihren fünf Kindern und vielen Freunden unterstützt, mit denen er in San Benedetto del Tronto die Freie Schule „G.K. Chesterton“ gründete. Er arbeitet als Strafverteidiger in San Benedetto del Tronto“.

geht daher nicht um die Frage ... ob ihre Doktrin richtig oder falsch war, sondern vielmehr darum, ob sie ihre Doktrin nicht als sekundäres Ziel betrachteten, als ein Instrument, mit dem sie andere Ziele erreichen wollten, die für sie einen höheren Stellenwert besaßen.“ (John Henry Newman, *Gli ariani del IV secolo (deutscher Titel „Die Arianer des 4. Jahrhunderts“)*, übersetztes Zitat aus der italienischen Ausgabe, erschienen bei Edizioni Jaca Book, Milano 1981, S. 200-201).

Bei der Lektüre von Chestertons *Kurze Geschichte Englands* (A Short History Of England) wird der Leser entdecken, dass der Protestantismus hier auf exakt dieselbe Weise betrachtet wird, nämlich als *instrumentum regni*. Auch heute kommt der Versuch, die Kirche zu einer Magd der Macht zu degradieren, nicht nur von außen, sondern auch aus dem Innern der Kirche selbst – und im Grunde dürfen wir darüber nicht erstaunt sein oder daran Anstoß nehmen, denn die Geschichte selbst ist uns hier mahnen-des Beispiel.

Die heutige Situation ähnelt über weite Strecken der Frage, mit der sich der russische Schriftsteller Wladimir Solowjew in seinem Buch *Kurze Erzählung vom Antichrist* auseinandersetzt. Allerdings wird heute auch die Identität des Menschen selbst angegriffen, nachdem die christliche Religion mit ihrem Anspruch, in der Welt ein entscheidendes Wörtchen mitzureden, an den Rand gedrängt



Gilbert Keith Chesterton
(* 29. Mai 1874, † 14. Juni 1936)

worden ist und manche Kirchenmitglieder diese Verdrängung hingenommen haben. Gut möglich, dass sich nicht einmal Solowjew ein solches Szenario hätte vorstellen können. Die stärkste Erosion geschieht an den Berührungspunkten mit der so genannten Moderne oder auch in den Beziehungen zur Welt: Dort schleicht sich der Verdacht ein, dass es etwas gibt, das keine Erwiderung und keine Grundlage im christlichen Lebensentwurf findet und daher einer nichtchristlichen Lesart bedarf. Die Krise der Kirche – und nicht nur der katholischen – nimmt genau hier ihren Anfang. Dabei ist diese Krise mehr oder weniger weit fortgeschritten, mehr oder weniger offensichtlich.

Was ist geschehen, während wir Christen immer noch davon ausgin-



von links: Präsidentin der Associatio Sancti Benedicti Patroni Europae Frau Margit Maria Weber, Paul Josef Kardinal Cordes, Abt Dom Hervé Courau von der Abtei Notre Dame de Triors



Am Fuß der euganeischen Hügel in der Provinz Padua fand ein Teil der Jubiläumsfeierlichkeit in der Abtei Praglia statt.

gen, unsere Identität und das sichere Umfeld kultureller Hegemonie bewahren zu können? Das Modell des Feindes wurde stillschweigend akzeptiert. Akzeptiert wurde das bürgerliche Modell (von einem Leben ohne Erschütterungen, das auch in den kleinsten Aspekten geplant ist und nie dem Willen Gottes überlassen wird – ersichtlich an der Tatsache, dass man sich nicht vorstellen kann, es existiere ein Modell für einen anders gelebten Alltag), dann die sexuelle Revolution, und jetzt die anthropologische Revolution. Davor kann man kaum die Augen verschließen. Im Übrigen kann das Christentum auch nicht auf Identität, Hegemonie oder Kultur reduziert werden; entweder es umfasst das ganze Leben oder es hat keinen Entfaltungsraum.

Ich sagte eingangs, wir seien eine Minderheit. Wir sind eine Minderheit mit einem Hang zur Kreativität, aber das nur aus purer Notwendigkeit – aus Notwendigkeit zum Überleben („Dieses Mal stehen die Barbaren nicht an den Landesgrenzen, sondern sie regieren uns schon geraume Zeit. Unser fehlendes Gewissen ist Teil des Problems. Wir warten nicht auf Godot, sondern auf einen neuen – und sicher ganz anderen – heiligen Benedikt“, schreibt mit großer Klarheit der Philosoph Alasdair McIntyre in seinem Buch *Der Verlust der Tugend*), gespeist aus einem unbeugsamen Geist und Lebenslust. Die Lebenslust entsteht aus dem Blick zurück und aus der Einsicht, wie schön unsere Welt, die wir lieben und bewundern, auch heute sein könnte (durchwoben von Kathedralen, herrlichen Kunstwerken, die jeder von uns gerne geschaffen hätte, aber auch von harmonischen Kleinstädten, wo

das Heilige eine Rolle spielt und mit dem Alltag verschmilzt, wo das tägliche Leben sich auf ganz natürliche Weise mit dem Heiligen überschneidet und dadurch seinerseits geheiligt wird).

Der Weg des Wunders

Nicht mit dem nostalgischen Verlangen nach früheren Zeiten, sondern mit dem Wunsch, unseren Lieben heute ein gutes Leben zu ermöglichen, und mit dem Willen, etwas Schönes zu erschaffen und das Gespür für Wunder wiederzubeleben – ganz so, wie der berühmte, zum Katholizismus konvertierte englische Journalist Gilbert Keith Chesterton es darstellte. Mit dem Gespür für Wunder soll im Menschen das Gespür für seine wahre Würde und Identität wiederbelebt werden, erkennbar an allem, was der Mensch über die Jahrhunderte hinweg an Gutem und Schönem erschaffen hat. Genau das zeichnet den Weg des Wunders aus: Wir sollen neu erkennen, dass wir Besitzer eines enormen Schatzes sind, eines Schatzes an Gaben und Traditionen, an denen wir uns täglich neu erfreuen und die wir täglich genießen.

Quaerere Deum

In seiner hervorragenden Rede im Pariser College des Bernhardins hat Benedikt XVI. im Jahre 2008 die Ursprünge der abendländischen Theologie und die Ursprünge der europäischen Kultur beleuchtet. Er führte aus: Die Mönche, die Europa aufbauten, hatten nicht die Absicht, „Kultur zu schaffen oder auch eine vergangene Kultur zu erhalten“, sondern „ihr Ziel hieß: quaerere Deum“. Alles

Übrige ergab sich als eine Folge daraus. In dieser großen Rede beschrieb Papst Benedikt XVI. eine Situation, die der heutigen zwar nicht gleicht, aber ihr doch sehr, sehr ähnlich ist Er sagte, dass „im großen Kulturbruch der Völkerwanderung und der sich bildenden neuen staatlichen Ordnungen die Mönchsklöster der Ort waren, an dem die Schätze der alten Kultur überlebten und zugleich von ihnen her eine neue Kultur langsam geformt wurde. Aber wie ging das zu? Was hat die Menschen bewegt, die sich an diesen Orten zusammenfanden? Was wollten sie? Wie haben sie gelebt?“ Das *quaerere Deum* ist genau hier verortet, und natürlich betrifft es nicht nur junge oder alte Mönche aus einer Zeit vor 1000 oder 1500 Jahren. Es geht um den Menschen an sich. „In der Wirrnis der Zeiten, in der nichts standzuhalten schien, wollten sie das Wesentliche tun – sich bemühen, das immer Gültige und Bleibende, das Leben selber zu finden. Sie waren auf der Suche nach Gott. Sie wollten aus dem Unwesentlichen zum Wesentlichen, zum allein wirklich Wichtigen und Verlässlichen kommen. ... Quaerere Deum: Weil sie Christen waren, war dies nicht eine Expedition in eine weglose Wüste, eine Suche ins völlige Dunkel hinein. Gott hatte selbst Wegzeichen ausgesteckt, ja, einen Weg gebahnt, den zu finden und zu gehen die Aufgabe war. Dieser Weg war sein Wort, das in den Büchern der heiligen Schriften vor den Menschen aufgeschlagen war.“ Durch die Befolgung dieses Wortes wurde ein tägliches Leben wiedergeboren, von dem wir – Kleriker und Laien, Christen und oft auch Nichtchristen – in gewissem Sinne heute noch unbewusst profitieren.



Einer der vier Kreuzgänge in der Abtei von Praglia. Die Abtei beherbergt die Biblioteca del Monumento Nazionale di Praglia, die aus der mittelalterlichen Klosterbibliothek hervorgegangen ist.



Die Freitreppe als Zugang zur Basilika der Abtei. Das Kloster wurde 1806 säkularisiert. Nach dem Anschluss Venetiens an Italien kehrten die Benediktinermönche zeitweise zurück, endgültig erst 1904.

Sprachlehre und Vernunft

Im weiteren Verlauf seines Vortrags gibt Benedikt XVI. einen wichtigen Fingerzeig auf die Kultur, die Vernunft und auf den Gebrauch des Wortes: „*Eschatologie und Grammatik sind im abendländischen Mönchtum inwendig miteinander verbunden* [Jean Leclercq, *L'amour des lettres et le desir de Dieu* (deutscher Titel: „*Wissenschaft und Gottverlangen*“), S.14]“. „*Das Verlangen nach Gott, le desir de Dieu, schließt den amour des lettres, die Liebe zum Wort, mit ein, das Eindringen in alle seine Dimensionen. Weil im biblischen Wort Gott unterwegs ist zu uns und wir zu ihm, darum muss man lernen, in das Geheimnis der Sprache einzudringen, sie in ihrem Aufbau und in der Weise ihres Ausdrucks zu begreifen. So werden gerade durch die Gottsuche die profanen Wissenschaften wichtig, die uns den Weg zur Sprache zeigen. Weil die Suche nach Gott die Kultur des Wortes verlangte, daher gehört zum Kloster die Bibliothek; die die Wege zum Wort aufzeigt. Daher gehört zu ihm auch die Schule, in der die Wege konkret geöffnet werden. Benedikt nennt das Kloster eine dominici servitii schola. Das Kloster dient der eruditio, der Formung und Bildung des Menschen – Formung letztlich darauf hin, dass der Mensch Gott zu dienen lerne. Aber dies schließt gerade auch die Formung des Verstandes, die Bildung ein, durch die der Mensch in den Wörtern das eigentliche Wort wahrzunehmen lernt.*“

Aus diesem Grunde hat in der Geschichte unserer Gemeinschaft die Gründung unserer Schule, die gerade ihr zehnjähriges Bestehen gefeiert hat, einen herausragenden Wert. Eine

Mittelschule (scuola media) und ein Gymnasium, wo den Jüngsten die grundlegenden Instrumente zur Bewältigung des Lebens vermittelt werden, gegründet auf die antiken Künste des Trivium und des Quadrivium, die so genannten Freien Künste, die dadurch eben auch den Menschen frei machen. Das ist Erziehung als Einführung in die Wirklichkeit, aber vor allem zur Entdeckung des Schöpfers dieser Wirklichkeit.

Noch einmal Benedikt XVI.: „*Benedikt spricht in seiner Regula nicht eigens über die Schule ... Aber er spricht ausdrücklich über die Arbeit* (vgl. Kap. 48). ... *Die Christen, die damit in der vom Judentum vorgegebenen Tradition fortführen, mussten sich dazu noch zusätzlich angesprochen sehen durch das Wort Jesu im Johannes-Evangelium, mit dem er sein Wirken am Sabbat verteidigte: ‚Mein Vater arbeitet bis jetzt und auch ich arbeite‘ (5, 17). Die griechisch-römische Welt kannte keinen Schöpfergott; die höchste Gottheit konnte sich ihrer Vision nach nicht mit der Erschaffung der Materie gleichsam die Hände schmutzig machen. ... Anders der christliche Gott: Er, der eine, der wirkliche und einzige Gott, ist auch Schöpfer: Gott arbeitet; er arbeitet weiter in und an der Geschichte der Menschen. In Christus tritt er als Person in die mühselige Arbeit der Geschichte ein. ‚Mein Vater arbeitet bis jetzt und auch ich arbeite‘. Gott selbst ist der Weltschöpfer und die Schöpfung ist nicht zu Ende. Gott arbeitet, (griechisch: ergázetai). So musste nun das Arbeiten der Menschen als besondere Weise der Gottebenbildlichkeit des Menschen erscheinen, der sich damit am welt schöpferischen Handeln Gottes beteiligen kann und darf.*

Zum Mönchtum gehört mit der Kultur des Wortes eine Kultur der Arbeit, ohne die das Werden Europas, sein Ethos und seine Weltgestaltung nicht zu denken sind. Zu diesem Ethos müsste freilich gehören, dass Arbeit und Geschichtsgestaltung des Menschen Mit-Arbeiten mit dem Schöpfer sein will und von diesem Mit her ihr Maß nimmt. Wo dieses Maß fehlt und der Mensch sich selber zum gottartigen Schöpfer erhebt, kann Weltgestaltung schnell zur Weltzerstörung werden.“ In unserer Gemeinschaft legen wir auch großen Wert auf die Arbeit, auf die Errichtung von Orten, Bereichen, Institutionen, wo der Mensch jenes Maß erlangen und ausüben kann, von dem Benedikt XVI. spricht. Nie wird die Arbeit als Selbstzweck oder als Mittel zu rein finanziellem Reichtum betrachtet, sondern sie stellt eine konkrete, nicht nur auf Worten beruhende Fortsetzung dessen dar, was der Schöpfergott begonnen hat. Es geht nie um die Errichtung der Welt eines anderen, sondern um die Fortsetzung von Gottes Werk in Übereinstimmung mit Seinen Kriterien.

Hoffnung geben

Aber ist das alles heute überhaupt möglich? Nur selten finden wir in unserem Umfeld Beispiele für derartige Tugenden. Das Volk ist häufig in alle Winde verstreut und sich selbst überlassen wie Schafe ohne Hirte. Die religiösen Orden, die einst eine so zentrale Rolle spielten, als es darum ging, der Kirche Leben zu verleihen, scheinen heute am Boden zu liegen. In den Pfarreien nehmen oftmals immer weniger Menschen die „religiösen Dienstleistungen“ in Anspruch. Abgesehen von wenigen



Benedikt von Nursia,
(* 480 in Nursia, † 21. März 547)
„Mit Kreuz, Buch und Pflug brachten Benedikt und seine Söhne christlichen Fortschritt zu den Völkern vom Mittelmeer bis Skandinavien“, sagte Papst Paul VI. am 24.10.1964 und proklamierte „den heiligen Abt Benedikt“ zum himmlischen Hauptpatron ganz Europas“.

Ausnahmen, die bisweilen auch mit Schwierigkeiten und Unverständnis zu kämpfen haben, scheint die weit verbreitete Einstellung darin zu bestehen, sich der Welt anzupassen, und zwar häufig mit der missverstandenen Auffassung, man müsse sich zerstreuen wie die Hefe im Brotteig. Nur leider führt sie dann nicht zur Gärung, sondern wird von eben diesem Teig aufgesogen und verschmilzt mit ihm, bis sie letztlich ein nicht mehr zu unterscheidender und wirkungsloser Teil von ihm ist. Die Hoffnung geht heute von Familien aus, die weniger etwas aufbauen, sondern vielmehr Widerstand leisten, und zwar im Namen der Losung des Heiligen Johannes: „*Pater meus usque modo operatur et ego operor*“. Wir versuchen, eine gute Welt aufzubauen, in der man an Gott Maß nimmt und gemäß Seiner Liebe lebt, in gegenseitigem Respekt, mit dem Wunsch, gemäß dem Gesetz der Wohltätigkeit gemeinsam etwas aufzubauen, mit einem Gespür für das Schönheit, für Gerechtigkeit, für das Wunder.

In diesem Zusammenhang zitiere ich einen Artikel des amerikanischen Journalisten Rod Dreher, von dem das Buch *The Benedict Option* (Die benediktinische Option)

stammt. Dreher hat sich über den weiter oben zitierten Ausspruch von McIntyre Gedanken gemacht und ein Konzept ausgearbeitet, demzufolge Menschen, die einem neuen benediktinischen Geist folgen, aus realen Lebensumfeldern stammen können: aus Gemeinschaften von Familien, unkonventionellen Schulen, Zusammenschlüssen, Genossenschaften oder auch Klöstern, vorausgesetzt, sie verkörpern in jedem Aspekt des Lebens das Christentum in seiner Radikalität und fassen so das Leben in seiner grundlegenden und ursprünglichen Einheit wieder neu ins Auge. Meiner ehrlichen Meinung nach ist Dreher's Konzept zurzeit womöglich der deutlichste Ausdruck dieser radikalen, ursprünglichen Vision des Christentums. Sicherlich aus großem Optimismus heraus betrachtet der amerikanische Journalist auch das erhabene Kloster in Norcia und unsere kleine Gemeinschaft als Beispiele für seine *benediktinische Option*. Ich bringe hier einen kurzen Auszug aus einem seiner Artikel und entschuldige mich mit einer gewissen Verlegenheit, denn es werden darin auch Worte von mir zitiert; ich führe dieses Zitat hier nur an, weil es mir dadurch leichter fällt, mich zu erklären:

„Ja, sicher“ antwortete er. *Manchmal liege ich nachts wach und bin sehr besorgt über den Gang der Welt. Ich bete zu Gott und bitte ihn um Hilfe. Ich erzähle Ihnen das, damit Sie wissen, dass Marco sich sehr wohl über die Mühsal der postchristlichen Welt im Klaren ist. Doch er sagte mir: Wir müssen dem Beispiel des heiligen Benedikt folgen, nach Möglichkeiten suchen, Christus inmitten der Ruinen unserer Zivilisation zu dienen, und hoffnungsvoll voranschreiten. Die Zeiten verlangen von den Christen, radikal zu sein, ist Marco überzeugt, und das müssten wir einfach akzeptieren. Wir würden in einer der geschichtlichen Epochen leben, in der es unsere Aufgabe sei, die Saat zu bewahren „für die Zukunft, und wir müssten uns der Zeichen der Zeit bewusst sein. Wenn wir überlegen, wie wir am besten die Herausforderungen meistern, die es mit sich bringt, in dieser postchristlichen Kultur Christ zu sein, dann bedürfe es nicht so sehr des Mutes, so Marco, sondern vielmehr des Einfallsreichtums. „Mach dir keine Sorgen, wenn noch nicht alles so klar und eindeutig vor dir liegt erläutere*

tert Marco. „Mach dir keine Sorgen, wenn du kein vollblütiges Rassepferde bist. Wenn keine Rassepferde da sind, dann nehmen wir eben Esel. Ich bin ein alter Esel, der mit seinen Mitteln das Beste zu erreichen versucht. Und vergiss nicht: Jesus Christus ritt auf einem Esel, als er in Jerusalem einzog!“ Schlicht und ergreifend. ... Die Hoffnung ist nicht verloren. ... Sie liegt in der benediktinischen Option und ist als solche ganz konkret.“

Die Aufgabe der Familie in unserer Zeit

Für uns Laien lautet die Lösung also: Wir müssen einfach das sein, was wir in Wirklichkeit sind bzw. was wir sein sollten, dort leben, wo wir uns ohnehin ganz normal aufhalten, und dabei jene Gaben behüten und weiterentwickeln, die wir von weit her empfangen haben, die aber stets lebendig und fruchtbar sind. Die heilige Katharina von Siena, die Schutzheilige meines geliebten Vaterlandes, sagt: „*Wenn ihr an dem Platz seid, an dem ihr sein sollt, dann werdet ihr in ganz Italien ein Feuer entfachen.*“ (Hl. Katharina von Siena, *Brief Nr. 368* an Stefano di Corrado Maconi). Um eine genaue Vorstellung von dem zu erhalten, was ich hier schildere, empfiehlt sich ein sehr schöner Artikel von Chesterton, der den weitsichtigen Titel „*Das kommende finstere Zeitalter*“ trägt:

„Kurz gesagt: Ich glaube, wir sind in einer Zeit angelangt, in der die Familie aufgefordert ist, die Rolle zu spielen, die einst die Klöster innehatten. Das heißt, in diesen Schutzraum werden sich nicht nur die besonderen Tugenden zurückziehen, die der Familie eigen sind, sondern auch die Fertigkeiten und die kreativen Bräuche, an denen früher auch andere Menschen Anteil hatten.

In früheren finsternen Zeiten ließen sich die Feudalherren unmöglich davon überzeugen, dass es eher der Mühe wert sei, Arzneikräuter in einem kleinen Garten anzupflanzen, anstatt eine gesamte Reichsprovinz in Schutt und Asche zu legen; dass es besser sei, die Ecke eines Manuskripts mit Goldblatt zu verzieren, anstatt Schätze anzuhäufen und eine Goldkrone zu tragen.

Diese Herrscher waren Männer der Tat: voller Kraft und Energie, Überschwang und Tatendrang Mit anderen Worten: Sie waren blind und taub und

zum Teil auch verrückt, nicht unähnlich amerikanischen Millionären.

Und da sie Männer der Tat und Männer des Augenblicks waren, ist alles, was sie leisteten, wie ein Dunstschleier vom Angesicht der Erde verschwunden — und nichts ist geblieben aus diesen Zeiten als die kleinen Bilder und die kleinen Gärten, geschaffen von umtriebigen kleinen Mönchen.

So wie nichts die früheren Barbaren überzeugen konnte, dass ein Kräutergarten oder ein Messbuch wichtiger sei als ein Triumph und ein langer Zug von Sklaven, so könnte nichts die heutigen Barbaren davon überzeugen, dass ein Versteckspiel größeren Erziehungswert haben kann als ein Tennisturnier in Wimbledon oder dass ein lokaler Brauch, erklärt von einem alten Kindermädchen, mehr historischen Gehalt haben kann als eine kaiserliche Rede in Wembley. Der wahre nationale Charakter wird für eine gewisse Zeit häuslichen Charakter haben müssen. So wie sich einst die Religion in ihr Refugium zurückzog, so muss sich nun der Patriotismus ins Privatleben zurückziehen. Das bedeutet nicht, dass er dadurch weniger wirkmächtig wäre, vielleicht ist er sogar umso wirkmächtiger, so wie auch die Klöster äußerst mächtig wurden.

Aber gerade durch diesen Rückzug in solche Fluchtburgen können wir die Invasion überdauern und zermürben; gerade dadurch, dass wir unsere Lager auf solchen Inseln aufschlagen, können wir den Rückgang der Flut abwarten. So wie in den finsternen Jahrhunderten die Außenwelt wetteifernder Geltungssucht und Gewalt überlassen wurde, so wird in diesem vorbeiziehenden Zeitalter die Welt vulgärer Geschmacklosigkeit, den Moden der Massen und jeder Art von Nichtigkeit überlassen. Es ist wie bei der Sintflut, nicht zuletzt, weil alles so unbeständig ist wie Wasser. Noah hatte eine Arche, in die er außer den üblichen Haustieren offenbar noch viele andere Dinge retten konnte. Und viele wilde Vögel exotischen Gefieders und wilde Tiere, entsprungen nahezu märchenhafter Fantasie, viele als heidnisch geltende Künste und als rationalistisch geltende Wissenschaften können in solch stürmischen Zeiten im Schutze des Klosters oder des heimischen Herdes eine Heimstatt finden.“ (G. K. Chesterton, I nuovi secoli bui (Das kommende dunkle Zeitalter), in G. K. s Weekly, 21. Mai 1927).

Radikal, mutig und einfallsreich

Um all das möglich zu machen, müssen wir eben jenes bürgerliche Lebensmodell ablehnen, das wir heute als das einzig vorstellbare betrachten, nur weil ein Großteil der Menschen in den westlichen Ländern es übernimmt. Es braucht Vorstellungskraft, wir müssen davon ausgehen, dass man anders leben kann, denn wir haben Jahrhunderte lang auf andere, und ganz bestimmt auf bessere Weise gelebt. Mit jener Lebensweise haben die Menschen unsere Kultur aufgebaut: die christliche Kultur, die Kultur, die in der Apostelgeschichte so gut beschrieben ist, die Kultur, die sich in unseren Kirchen, Dörfern, Städten und auch in unserem Denken widerspiegelt. Ohne Vorstellungskraft wird es nicht gehen, aber auch nicht ohne ein gewisses Maß an Mut, denn oftmals fühlen wir uns doch verlassener als wir es tatsächlich sind (und auf alle Fälle ist ja Gott jederzeit bei uns!). Abschließend borge ich mir noch einmal ein Zitat bei Chesterton:

„Nehmen wir beispielsweise den Mut. Nichts hat bei Menschen mit rein rationaler Weisheit je den Verstand so verwirrt und die Definitionen so sehr verheddert. Mut ist nahezu ein Widerspruch in sich selbst: Er bezeichnet einen starken Lebenswunsch, der die Bereitschaft zu sterben annimmt. , Wer aber sein Leben verliert, der wird es retten. , Das ist kein mythisches Lehrstück für Helden und Heilige – es ist eine praktische Alltagsweisheit für Seefahrer und Bergsteiger. Man könnte es in ein Alpinistenhandbuch oder in ein Exerzierreglement aufnehmen. In diesem Paradoxon steckt das gesamte Konzept des Mutes, selbst des eher weltlichen oder rabiatischen Mutes. Ein Mann, dessen Weg vom Meer abgeschnitten ist, kann sein Leben vielleicht retten, wenn er sich auf die Klippen wagt. Er kann dem Tod nur entkommen, wenn er sich ihm Zentimeter um Zentimeter nähert. Wenn ein von Feinden umzingelter Soldat sich den Weg freikämpfen will, muss er einen starken Wunsch nach Leben mit einer ebensolchen Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod miteinander verknüpfen. Er darf sich nicht einfach nur ans Leben klammern, denn dann wäre er ein Feigling, und die Flucht würde ihm nicht gelingen. Er darf aber auch nicht nur auf den Tod warten, denn dann wäre er ein Selbstmörder; und

die Flucht würde ihm nicht gelingen. Er muss sein Leben in einer grimmigen Gleichgültigkeit gegenüber eben diesem Leben suchen; er muss das Leben begehren wie Wasser und doch den Tod trinken wie Wein.“ (Gilbert Keith Chesterton, *Ortodoxie*, Kap. VI, *Die Paradoxien des Christentums*).

(Aus dem Italienischen übersetzt von I. Potthast, pharos.ipo-netz.de)



Athanasius wurde um ca. 300 geboren, er starb am 2. Mai 373 und war Patriarch von Alexandria. Er war ein unermüdlicher Verteidiger der Lehre von der wahren Gottheit Christi, wie sie vom Konzil von Nizäa definiert worden war. Er musste siebzehn Jahre seines Lebens im Exil verbringen.

„Denn ich weiß und bin überzeugt, dass denen, welche ausdauern, vom Heiland ein Lohn zuteil werden wird, und dass auch ihr, wenn ihr ausdauert, wie die Väter, und dem Volke ein Vorbild werdet und diese fremde und eingeschmuggelte Erfindung der Gottlosen über den Haufen werfet, euch werdet rühmen können mit den Worten, „Wir haben den Glauben bewahrt“, und dass ihr werdet die Krone des Lebens empfangen, die Gott denen verheißen hat, die ihn lieben“ (Athanasius an die Bischöfe Ägyptens und Libyens).

Das Lied von Bernadette

Ein jubelnder Hymnus auf den geistigen Sinn dieser Welt

Im vorausgehenden ersten Teil hat die Verfasserin über die „Entstehung des Romans“, der „weder Fiktion noch Dokumentation“ ist, weiter, über den „Aufbau und die Skizzierung des Inhalts“ berichtet. Im abschließenden Teil erfahren wir etwas über die erste „Erscheinung der Gottesmutter“ und die „Aufträge und Botschaften für Bernadette“.

4. Maria und Bernadette: Die erste Erscheinung

In diesem Kapitel werde ich exemplarisch Werfels erzählerische Fassung des Geschehens mit entsprechenden Dokumenten parallelisieren, um einerseits die Besonderheiten des Romans, andererseits die Wahrhaftigkeit der Darstellung zu belegen, soweit das möglich ist. An Dokumenten ziehe ich eine Niederschrift von Bernadette selbst und Auszüge aus den Notizen des damaligen Steuerverwalters von Lourdes, Jean B. Estrade, heran, der zunächst, wie alle Intellektuellen im Café die Aussagen Bernadettes bezweifelte, dann aber von deren Wahrheit überzeugt wurde.

Vorweg eine Aussage von Ernest Guynot, die bedenkenswert ist: „Für uns sind die Erscheinungen in Massabielle in erster Linie gegründet auf das Zeugnis, das dieses Kind darüber abgelegt hat. Die folgenden Ereignisse und die vielen Wunder, die dort geschehen sind, haben damit die Berichte der Seherin bestätigt“ (127). Bernadette ist wie ein Spiegel, in dem wir Maria erkennen.

Vor der ersten Erscheinung ist Bernadette mit ihrer Schwester Marie und einer Mitschülerin zum Sammeln von Trockenholz aufgebrochen. Den Fluss Gave mit seinem eiskalten Wasser darf sie wegen ihrer Asthma-Krankheit nicht durchwaten, will es aber doch, um den beiden anderen zu helfen. Sie sitzt auf einem Stein am

Ufer gegenüber der Grotte, die – wie Werfel schreibt – „bis zum Rand gefüllt (ist) mit dem rosig stetigen Licht einer Sonne, die sich verbirgt“ (56). Es ist wie die Ankündigung einer anderen „Sonne“, die sich offenbart.

Aus den Aufzeichnungen von *Bernadette* (Laurentin, Hundert Jahre, 1979, 8): Da „vernahm ich ein Geräusch wie einen Windstoß ... Die Bäume bewegten sich nicht. Ich fuhr fort, meine Schuhe auszuziehen. Ich hörte wieder dasselbe Geräusch. Ich hob den Kopf und sah zur Grotte“.

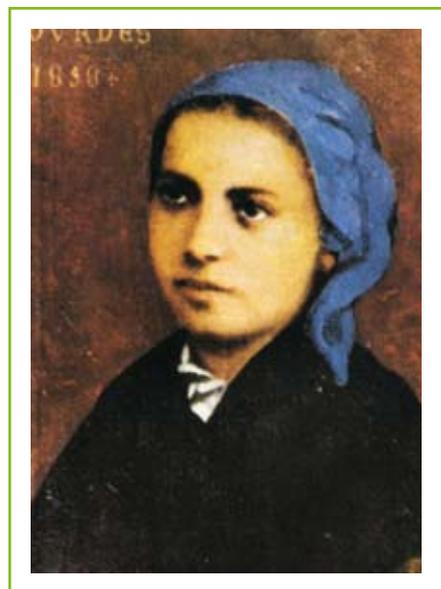
Werfel: „Ihr Blick bleibt an der Grotte hängen. Sturmgeschüttelt krümmt sich der Heckenrosenzweig unter der Nische in der vollkommenen Windstille (57). ... Atemlos starr verhält sich das sonst so zittrige Pappellaub. Sie dreht ihr Gesicht wieder der Grotte zu, die nicht weiter als zehn Schritt von ihrem Sitz entfernt liegt. Nun klammert sich auch die wilde Rose wieder regungslos an den Felsen. Wahrscheinlich war’s eine Täuschung vorhin. Dies aber ist keine Täuschung. Denn Bernadette reibt die Augen, schließt sie, öffnet sie, ... wohl zehnmal, und es bleibt trotzdem. Das Tageslicht ist bleiern nach wie vor“ (58). Werfel schreibt wie ein naher, stiller Beobachter Bernadettes, beschreibt im Präsens die Stimmung in der Natur, in die das Übernatürliche einbricht.

Bernadette: „Ich sah eine weißgekleidete Dame mit einem blauen Gürtel. Ich rieb mir die Augen.“

Werfel: „Nur in der spitzbogenförmigen Nische des Grottenfelsens verweilt ein tiefer Glanz, als sei die altgoldene Neige stärkster Sonnenstrahlung dort zurückgeblieben. In dieser Neige eines wogenden Lichtes steht jemand, der wie aus der Tiefe der Welt gerade hier an den Tag getreten ist ... Dieser Jemand ist durchaus kein ungenaues Gespenst, kein durchsichtiges Luftgebild, keine veränderliche Traumvision, sondern eine sehr junge Dame, fein und zierlich, sichtbar aus Fleisch und Blut, eher klein als groß, denn sie steht gelassen und ohne anzustoßen in dem engen Oval der Nische. Die sehr junge Dame ist nicht gewöhnlich, aber keineswegs unmodern gekleidet ... Da ist vor allem der lose, köstliche Schleiermantel, der vom Kopf bis zu den Knöcheln reicht, ... ein ziemlich breites blaues Gürtelband, locker unter der Brust geknotet, hängt bis über die Knie hinab ... Das Auffälligste aber bemerkt Bernadette zuletzt. Die junge Dame geht bloßfüßig ... Es sind völlig ungebrauchte Füße ... Das Verwunderlichste aber sind die goldenen Rosen, die über den Wurzeln der langen Zehen an beiden Füßen angebracht sind, man sieht nicht wie ... Zuerst empfindet Bernadette einen kurzen zuckenden Schreck und dann eine lange Furcht ... Später löst sich diese Furcht in etwas auf, wofür dieses Kind Bernadette keinen Begriff hat. Am ehesten könnte es Trost heißen oder Tröstung“ (58 f.).

Wir sehen hier beispielhaft, wie Werfel dem Leser das Geschehen anschaulich zu machen versucht, die Empfindungen Bernadettes – aus auktorialer Sicht – das Aussehen der Dame, das sich an späteren Aussagen Bernadettes orientiert, wenn von ihr genaue Beschreibungen verlangt wurden (so Estrade 1980, 35 f., z. B. die Dame habe wie ein Mädchen von 16 oder 17 Jahren ausgesehen).

Ich zitiere nun *Bernadettes Aufzeichnungen* bis zum Ende der ersten Erscheinung: „Ich lieb mir die Augen. Ich fuhr mit der Hand in meine Tasche. Dort fand ich meinen Rosenkranz vor. Ich versuchte mich zu bekreuzigen. Aber ich konnte es nicht. Da bekam ich Angst. Doch ich fasste mich. Die Erscheinung nahm den Rosenkranz, den sie zwischen den Fingern hielt. Sie machte das Kreuzzeichen. Ich versuchte es auch, diesmal gelang es mir. Kaum hatte ich das Kreuzzeichen gemacht, war meine Angst verschwunden. Ich kniete nieder, und ich betete den Rosenkranz in Anwesenheit dieser schönen Dame. Als ich beendet hatte, winkte sie mir, näher zu kommen. Ich wagte es aber nicht. Da verschwand sie.“



Aus diesem eher kargen Bericht gestaltet *Werfel* eine detailreiche Geschichte (60-67), die sich erkennbar auch an den Aufzeichnungen von Estrade orientiert, der beteuert, er habe alles wohl hundertmal aus dem Mund Bernadettes vernommen (1980, 33). In dem Protokoll zur ersten Erscheinung sagt Bernadette aus, dass die Dame den Rosenkranz am rechten Arm trug; dass sie Bernadette ganz allein beten ließ, wohl aber die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger glitten. Dabei habe sie die Aves nicht mitgesprochen, und nur am Ende jedes Gesätzes hätten sich ihre Lippen beim „Ehre sei dem Vater“ bewegt (35).

Werfel beschreibt die Schönheit der Dame mit bewegenden Worten, eine Schönheit, die auf Bernadette

große Macht ausübt. Sie ist entzückt, schaut und schaut. Durch vielerlei kleine Gesten hin und her entsteht eine engere Beziehung zwischen der Dame und Bernadette. Werfel lässt uns ihre Erwägungen wissen: Woher ist die Dame gekommen? Warum hat sie sich Massabielle, diesen verrufenen Ort ausgesucht? Zu Bernadettes vergeblichem Versuch, sich zu bekreuzigen, führt Werfel schließlich aus: „... die Dame in der Nische hebt jetzt äußerst langsam, ja lehrhaft, die rechte Hand ... und schlägt über ihr ganzes Antlitz ein großes, beinahe leuchtendes Kreuz, wie es Bernadette noch von keinem Menschen gesehen hat ... Dabei wird ihr Gesicht sehr ernst ... Bernadette hat bisher im Leben wie alle anderen Leute beim Bekreuzigen Stirn und Brust nur ungenau betupft. Jetzt aber fühlt sie von einer milden Gewalt ihre Hand ergriffen ... (sie) zeichnet dasselbe große und unaussprechlich vornehme Kreuz“ nun über Bernadette. – Augenzeugen berichten mit Ergriffenheit von diesem feierlichen Kreuzzeichen, das Maria Bernadette gelehrt hat (z. B. Couvent, 119).

Werfel fährt fort mit der Episode vom Rosenkranzgebet und berichtet, was der Rosenkranz für die Frauen von Lourdes bedeutet. Dann beschreibt er (nach Bernadettes späteren Ausführungen) den Rosenkranz der schönen Dame. Es ist „nicht der kümmerliche eines Tagelöhnerkindes, sondern eine lange Kette mit großen, schimmernden Perlen, die fast bis zur Erde reicht ... Am Ende der Schnur blitzt ein goldnes Kruzifix im wogenden Licht. Noch nie hat Bernadette ihren Rosenkranz so langsam hergesagt. Es ist gewiss ein starkes Mittel, die Dame festzuhalten“.

Durch Werfels Erzählung wird klar, dass Bernadette immer mehr in eine Ekstase sinkt, in der sie nur noch Schauen ist. Das Leben aller anderen Sinne hat sich zurückgezogen. Auf die Rufe der beiden anderen Mädchen reagiert sie nicht. Erst als ein Steinchen Bernadette trifft, nimmt sie wahr, dass die Dame verschwunden ist.

Übrigens hat Bernadette in ihrer Mundart oft nicht von der „Dame“ gesprochen, sondern von „Aqueró“ (dieses Etwas), was – wie Laurentin anmerkt (Hundert Jahre, 1979, 9) – im Mund Bernadettes ein respektvol-

ler Ausdruck für ein Geheimnis ist, das man nicht beschreiben kann (so auch in Couvent, 22). In den Verhören, denen man sie unterzog, hat Bernadette immer widersprochen, wenn man ihr in den Mund legen wollte, ihr sei die Muttergottes erschienen – und das, obwohl schon bald ganz Lourdes und die Zeitungen offen von Marienerscheinungen sprachen, sei es aus Übereifer, sei es aus Spott (Laurentin, Hundert, 1979, 9). Kurz vor ihrem Tod – so bezeugt es eine ihrer Mitschwestern (Couvent, 115) – habe Bernadette gesagt: „Ich bin glücklich, meine Himmelsmutter wiederzusehen.“

5. Maria: Aufträge und Botschaften für Bernadette

In diesem Kapitel kann ich nur noch auf zentrale Aussagen eingehen, was wohl auch hinreichend sein dürfte nach der inhaltlichen Skizze und den ausführlichen Darlegungen zur ersten Erscheinung. Bei allen weiteren Erscheinungen, die Werfel ausführlich schildert, sind Augenzeugen anwesend, aus deren Erfahrung Werfel Bernadettes Gesichtsausdruck, ihre Haltung und Gestik beschreibt. Und immer wieder versucht er zu erfassen, was Bernadette sieht und hört, indem er sich in sie hineinversetzt und sie mehr und mehr zum Spiegel Marias werden lässt.

Ein Beispiel: Bei der zweiten Erscheinung erkennen die Mädchen, die Bernadette begleiten, dass sie in der Ekstase von der Außenwelt nicht mehr erreicht wird, dass ihr Gesicht sich so verändert hat, dass es nicht mehr das von Bernadette zu sein scheint, sondern das eines fremden Wesens, das mit unersättlichen Augen zur Nische empor starrt, das „Antlitz einer seligen Dulderin, das alle Leiden der Welt in sich vereinigt“, ganz hingeeben und überlegen zugleich. Ihr Gesicht hat eine Leichenfarbe angenommen und ist von großer Schönheit (102 f.).

Wie bei jeder weiteren Erscheinung ist Maria schon da, wenn Bernadette kommt. Es ist Donnerstag, der 18. Februar, als Maria zum ersten Mal zu Bernadette spricht: „Wollen Sie mir die Güte erweisen, ... fünfzehn Tage (tatsächlich: 14 Tage) nacheinander hierher zu kommen.“ Und: „Ich kann nicht versprechen, Sie in dieser Welt glücklich zu ma-

chen, aber in jener.“ Auf Nachfrage erklärt Bernadette, dass sie mit der Dame nicht mit dem Mund spreche, sondern mit dem Herzen. Und dass die Dame „Sie“ zu ihr sagt, erstaunt sie und erfüllt sie mit einem „verwunderten Entzücken“ (123).

Die Haltung der Entrückten ist nie starr, sondern – wie Werfel es ausdrückt – die einer, die „einem Spiegelbild gleich, wiederholt, was sie sieht, dieses Nicken, dieses Lächeln, dieses Winken, dieses Händebreiten der Dame. Bernadette ist gewissermaßen das vollkommene Negativ der Unsichtbaren, die für die Menge dadurch an die Grenze des Sichtbaren gezogen wird“ (143 f.). Das Rosenkranzgebet der Menschen an der Grotte begleitet alle Erscheinungen und ist auch ein wichtiges Bindeglied zwischen Maria und Bernadette in der Ekstase, bis auf die letzte Erscheinung.

Während der 6. Erscheinung untersucht der Stadtarzt Dr. Dozous die Entrückte eingehend und kommt zu dem Urteil, sie sei keineswegs nervenkrank und täusche keine Halluzination vor. Noch in Trance habe Bernadette dreimal ein langgezogenes „Ja“ ausgesprochen. Als die Erscheinung beendet war, habe Bernadette heftig geweint. Auf die Frage Dr. Dozous' nach dem Grund, habe sie geantwortet, die Dame habe so kummervoll geblickt und zu ihr gesagt: „Beten Sie doch für die Sünder.“ Inzwischen sind viele – außer Bernadette – der Überzeugung, es handele sich bei der Dame um die Allerseligste Jungfrau (152).

Beim Verhör durch den Polizeikommissar sagt Bernadette aus, die Dame habe ihr etwas gesagt, das nur für sie bestimmt sei und das sie nicht weitersagen dürfe – niemandem (174). Bernadette nimmt – gemäß den Dokumenten – ihre drei Geheimnisse mit ins Grab.

Bei der 7. Erscheinung fordert Maria über Bernadette eindringlich alle Menschen zur Buße und zum Gebet auf – für die Sünder und für die kranke Welt (194). Die Frommen an der Grotte tun das, indem sie Bernadette nachahmen – ihr Gebet und ihre Bußübungen (Knien auf den Steinen, tiefe Verbeugungen usw.). Zum ersten Mal erteilt Maria der Seherin einen praktischen Auftrag: „Gehen Sie bitte zu den Priestern und sagen Sie ihnen, dass man hier eine Kapelle er-

bauen soll.“ Und: „In Prozessionen möge man kommen.“ Bevor das geschieht, hat Bernadette einen langen Leidensweg zu gehen.

Am Donnerstag, 25. Februar, sind bereits rund 5 000 Menschen mit Bernadette an der Grotte. Die Seherin erhält von Maria den Auftrag, an die Quelle zu gehen, zu trinken und sich zu waschen. Es ist aber keine Quelle da. Bernadette irrt umher, bis Maria mit der Stelle einverstanden

Bei der letzten Erscheinung in dem von Maria erbetenen Zeitraum – Donnerstag, 4. März – sind etwa 20 000 Menschen zur Grotte gekommen und erwarten ein großes Wunder, obwohl sie davon in ihrem Glauben nicht mehr abhängen, nachdem erste Heilungen mit dem Quellwasser geschehen sind. Werfel: „Der kleinen Bernadette ist gelungen, was nur den allergrößten Dichtern gelingt: was durch des Himmels Gnade ihre Au-



Kreuzweg in Lourdes: Wir stehen vor dem Kreuz und denken an alles Leid dieser Welt, an alle Schmerzen und Tränen, alle Bosheit und Gleichgültigkeit, an alle Opfer und Täter ... Alles ist im Todesschrei Jesu zusammengefasst. Und wir glauben an die Kraft der Liebe Gottes, die alles zu heilen vermag (www.meinbezirk.at).

Aus einem Erfahrungsbericht: Es gibt sie noch – und zwar in großer Zahl. Fromme und gläubige Menschen aller Nationen, die zur Muttergottes ihre Zuflucht nehmen. Dieses zu sehen und zu erleben, hat mich mit sehr viel Freude erfüllt. Mit wie viel Freude es erst die Muttergottes erfüllen mag? Maria ruft ihre Kinder zu sich! Sie möchte sie alle versammelt um sich haben, sie möchte für ihre Kinder sorgen und sie trösten! Oh, wenn doch nur alle zu ihrer himmlischen Mutter kämen! Sie wissen nicht, was sie sich entgehen lassen (www.marienforum.net/).

ist, an der Bernadette graben soll. Dann: „Essen Sie von den Pflanzen, die Sie dort finden!“ Die Beobachter sehen, wie Bernadette mit äußerster Selbstüberwindung und voller Ekel Wildpflanzen isst, den schlammigen Boden, den sie aufgegraben hat, in sich hineinwürgt, sich damit „wäscht“, d. h. beschmiert, und sich übergeben muss. Fast alle sind davon überzeugt, sie sei verrückt geworden (218-221). Wir wissen, dass am nächsten Tag aus dem Schlammloch die wunderkräftige Quelle entspringt und erste Heilungen geschehen.

gen schauen, geht um in ihrem Volk als Wirklichkeit“ (278). Bernadette hat Angst, dies könne die letzte Begegnung mit ihrer „schönen Dame“ sein. Nach einer halben Stunde ist die Ekstase vorüber, und Bernadettes Antlitz „strahlt vor Glück“ (281). Die Dame wird wiederkommen. Wann? Sie wird es Bernadette wissen lassen. Erst auf Befragung hin sagt sie, die Dame habe ihren Namen genannt: „Que soy l'immaculada councepcion.“ (283) – Ich bin die Unbefleckte Empfängnis. Sie habe – so Bernadette – diese Worte, die sie nicht

verstehen konnte, auf dem Heimweg ständig wiederholt, um sie nicht zu vergessen.

Ich kann es nicht erklären, aus welchem Grund Werfel diese Namensnennung auf den 4. März vorverlegt. Tatsächlich ist das am 25. März, am Fest der Verkündigung des Herrn, geschehen. Stattdessen erzählt Werfel für den 25. März von Dr. Dozous, der bei dieser Vision feststellt, dass Bernadette in Trance 10 Minuten

le wie bei ihrer ersten Vision. Da die Grotte verbarrikiert ist, steht Maria nun erstmals auf ebenem Boden vor der Grotte, damit Bernadette sie sehen kann. Als sie den Rosenkranz aus ihrem Beutel holen will, schüttelt die Dame kaum merklich den Kopf. (Werfel „sieht“ gleichsam mit Bernadettes Augen.) „Es ist die Zeit gekommen, zu schauen und nur zu schauen.“ Ist es das letzte Mal? Die Dame antwortet darauf nicht, aber

und ohne sich von dem Mädchen abzuwenden“ (338).

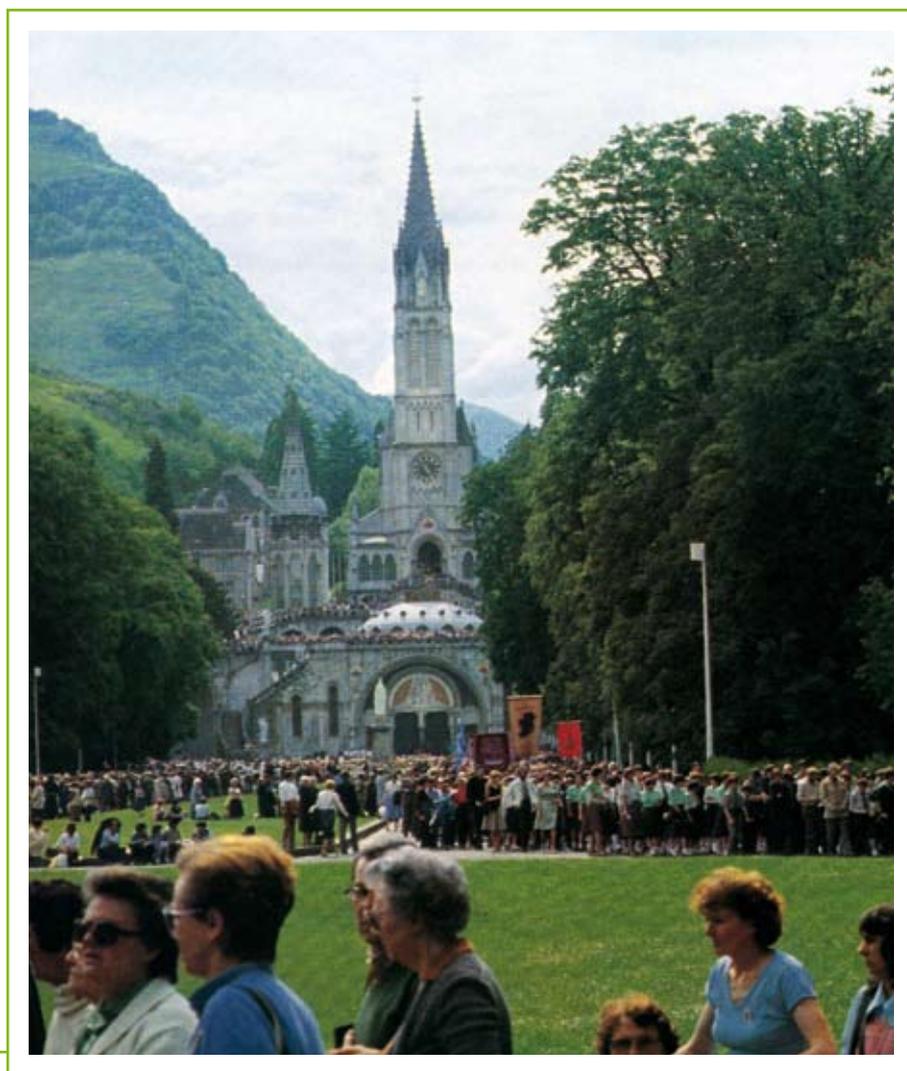
Zusammenfassend lässt sich wohl sagen: Maria geht es in ihrer Botschaft von Lourdes vordringlich um das Heil von an Seele und Leib kranken Menschen. Es sind in Lourdes rund 7 000 Heilungen dokumentiert und bisher 69 von der Kirche als Wunder anerkannt (Garcia), darunter auch die Heilung einer deutschen Frau 1950 in Lourdes: Thea Angele aus Tettngang am Bodensee (Christian, 166-178).

Es gäbe noch Vieles zu berichten über die Zeit nach den Erscheinungen, in der Bernadette so viel zu leiden hat, auch als Ordensfrau in Nevers, und wie sie immer wieder beteuert, dass sie die Wahrheit gesagt hat (z. B. 526 f.). Was wäre nicht alles über die Wunderheilungen in Lourdes zu sagen und darüber, wie Werfel davon erzählt. Ich hätte gern über einige Gestalten und deren Entwicklung im Roman berichtet, vor allem über Sr. Marie Thérèse Vaudouz, den Dechanten Peyramale oder den Schriftsteller Lafite. Das war nicht möglich, wenn ich einen vernünftigen Zeitrahmen einhalten wollte.

Nur noch zwei Schlussgedanken:

Der Lehrer Clarens, Heimatforscher aus Leidenschaft, hat – so erzählt Werfel – in einer der Grotten einen Stein mit dem Stadtwappen von Lourdes, wohl aus dem frühen 16. Jahrhundert, gefunden: Über der Burg schwebt ein Adler mit einem Fisch im Schnabel. Die Türme zeigten reine maurische Architektur. Damals sei der Name von Lourdes „Miriam-Bell“ gewesen (also „Maria, die Schöne“). Der Fisch sei – wie Clarens meint – nichts anderes als das Christuszeichen, das über die frisch für Maria eroberte Burg abgeworfen wird – „wie überall im Lande das marianische Prinzip ...“ Clarens fügt hinzu, dass selbst der Gave in seinem Namen ja das Ave umschließe (36).

Ganz zum Schluss: Bischof (em.) Walter Mixa berichtet von einer Fahne, welche die Pilger des ersten Pilgerzugs aus Deutschland nach Lourdes 1875 mit sich geführt und zurückgelassen haben. Sie trägt die Aufschrift: „Die Katholiken Deutschlands bitten um den mütterlichen Schutz für Kirche und Vaterland. Königin des Friedens, bitte für uns“ (in Hauke, 209). Diese Fahne ist noch immer in Lourdes zu sehen. □



lang von der Kerzenflamme, die ihre Hand direkt umspielt, nichts spürt, dass sie offensichtlich keine Schmerzen empfindet und keine Verbrennungen erleidet, aber nach dem Ende der Trance bei der Annäherung einer Kerzenflamme aufschreit (309).

Nach all seinen Zweifeln findet Dechant Peyramale zum Glauben: „... dass ich in Bernadette Soubirous wirklich eine Begnadete und eine Wundertäterin sehe“ (323).

Die 18. und letzte Erscheinung am Freitag, 16. Juli: Bernadette sinkt am Ufer in die Knie, an derselben Stel-

le ihr Lächeln wird noch froher, aufmunternder – als wolle sie sagen: „Das letzte Mal ist etwas, was unser-eins nicht versteht. Wir müssen einen längeren Abschied nehmen heute, gewiss, aber ich bleibe in der Welt und Sie bleiben in der Welt“ (337). Da gibt Bernadette ihr Fragen auf und „versinkt in Schauen“. Der Abschied des Abendlichts nimmt Marias Abschied von Bernadette in sich auf. Als Bernadette kaum noch etwas sieht, „und die Gestalt nur mehr ein unbestimmtes Leuchten ist, beginnt die Dame zu gehen. Sehr langsam

Das Laienapostolat

Mit dem Begriff *Laie* bezeichnet man alle getauften Gläubigen in der Kirche, die keine heilige Weihe wie die Bischöfe, Priester und Diakone empfangen haben. Das Wort hat eine andere Bedeutung als im weltlichen Sprachgebrauch. Dort bezeichnet man mit *Laie* eine Person, die sich in einem Gebiet nicht gut oder gar nicht auskennt. Der Begriff *Laie* kommt von dem griechischen Wort *Laos*, das Volk bedeutet. Ein Laie (griechisch *Laikos*) gehört also durch die heilige Taufe zum auserwählten Volk Gottes, der Kirche. Das ist eine große Ehre, die auch heilige Verpflichtungen mit sich bringt, die wir im Folgenden unter anderem mit Hilfe des Dekretes *Apostolicam actuositatem* (apostolisches Wirken) des II. Vatikanischen Konzils beschreiben wollen.

In der Apostelgeschichte (Apg 11,19ff) ist die Rede von Christen, die nach dem Märtyrertod des heiligen Stephanus das Evangelium in Zypern, Zypern, Phönizien und Antiochien verkündeten. In Japan wurde der Glaube an Jesus Christus im Geheimen nach den grausamen Verfolgungen etwa 200 Jahre ohne Priester weitergegeben. Die Christen wussten neben dem Glaubensbekenntnis und den 10 Geboten von der heiligen Messe, der Gottesmutter Maria und dem weißen Mann in Rom. Als französische Priester im 19. Jahrhundert in Japan eintrafen, wurden ihnen die letzten drei Punkte als Frage vorgelegt, um ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und damit zu Christus zu prüfen. Sie wurden freudig von den japanischen Christen aufgenommen und konnten auf deren Wirken aufbauen. Durch das apostolische Wirken von Laien, besonders von Frauen, konnte der Glaube an Jesus Christus auch in der kommunistischen Verfolgungszeit überle-

ben. Selbstverständlich suchten diese Christen immer die Verbindung mit durchreisenden Priestern, die ihnen die Sakramente der Beichte und der Krankensalbung spendeten sowie die heilige Messe zelebrierten¹.

In der Heiligen Schrift finden sich noch weitere Hinweise auf das Wirken von Laien:



Das Ehepaar Priszilla und Aquila nahmen den Apollos, der nur die Taufe des Johannes kannte, gastfreundlich auf und unterwies ihn noch genauer im christlichen Glauben (Apg 18,26). Dieses christliche Ehepaar unterstützte auch den Apostel Paulus – ähnlich wie die Geschwister Lazarus, Martha und Maria Jesus und seine Jünger unterstützt hatten. Paulus nennt eine ganze Reihe weiterer Laienmitarbeiter in Röm 16,1ff. Alle dienen dem Auftrag der Kirche: der Ausbreitung der Frohen Botschaft Jesu Christi zur Ehre Gottes, des Vaters. Die Laien haben dadurch Anteil an der Sendung der Apostel, Bischöfe und Priester, die das Wort Gottes verkünden und das christliche Volk durch die Spendung der Sakramente heiligen.

Durch die heilige Taufe wird man Mitglied in der Kirche und von Gott mit den göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ausgestattet. Der Glaube schenkt uns das Vertrauen in Jesus, unseren Herrn und Gott, sowie Seine ewig wahren und vollkommenen Worte. Die Hoffnung ermöglicht uns, alles Gute und das Ewige Le-



ben von Christus zu erwarten. Die Liebe gewährt uns die dazu notwendige Anhänglichkeit an den Herrn und das Wohlwollen für unsere Mitmenschen. In der heiligen Firmung wird man durch den Heiligen Geist zum mutigen Bekenntnis zu Jesus Christus in Wort und Tat gestärkt. Diese Geschenke dürfen wir nicht für uns behalten. Die heilige Pflicht der Laien ist die Verwirklichung eines christlichen Lebens der Liebe in der Familie, in der Schule und am Arbeitsplatz. Die Priester haben nur wenig Gelegenheit, dort hinzukommen, so dass die Laien hier umso mehr gefordert sind! Dafür werden sie durch den dreifaltigen Gott in den Sakramenten geheiligt. Der Heilige Geist schenkt uns

auch noch besondere Gaben (Talente), die wir zur Ausbreitung Seines Reiches nutzen dürfen. Es ist unsere heilige Pflicht, dies zu tun und mit Christus im Gebet, durch unser Wollen sowie durch unsere Worte und Taten immer in Verbindung zu bleiben. Tun wir das Gute in Liebe, Freundschaft und Treue zu Gott und den Nächsten. Bitten wir die Gottesmutter Maria um ihre Hilfe und ihren Schutz. Verfolgungen jeglicher Art werden dabei nicht ausbleiben, was durch die Geschichte der Kirche und unsere persönlichen Erfahrungen bestätigt wird. Jesus spricht zu Seinen Jüngern und auch uns die Worte „Wenn sie mich verfolgt haben, so werden sie auch euch verfolgen; wenn sie an meinem Wort festgehalten haben, so werden sie auch an eurem Wort festhalten“ (Joh 15,20).

oft zu wenig gewürdigt. Der Gabentisch Gottes ist übertoll! Laien dürfen, ja müssen, im Notfall auch die Taufe spenden. Dazu genügt Wasser, womit man den zu Taufenden besprengt und dabei die Worte sagt „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Die Feier der heiligen Messe, die Spendung der Beichte und Krankensalbung, der Firmung und der Weihen ist den Priestern und Bischöfen vorbehalten, sonst sind diese Sakramente nicht gültig. Der schöne Brauch, den Segen von Vater und Mutter mit Weihwasser zu empfangen, darf auch nicht in Vergessenheit geraten.

Zum Laienapostolat gehören auch die Werke der Nächstenliebe, die alle Christen zusammen mit den Bischöfen, den Priestern und den

Dies alles sollte natürlich situationsgemäß nach der Klugheit Gottes und Seinen Gesetzen in Demut und Liebe geschehen und zwar dort, wo man verantwortlich ist. Sehen wir Sünden und Fehler bei prominenten Personen, so dürfen wir als Sünder weder etwas schön reden, noch den ersten Stein werfen, sonst sündigen auch wir. Vielmehr ist unsere Aufgabe das Gebet und ein Leben der Liebe.

Das Laienapostolat verwirklicht sich auch im Kirchenchor, im Dienst der Mesner, Organisten und Ministranten, in der Weiterbildung durch Vorträge, Kongresse, Zeitschriften sowie im Internet. Es ist dabei darauf zu achten, dass man die Wahrheit in der Liebe verkündet. Schließlich sei noch auf verborgene Dienste wie Kochen, Putzen und ähnliche



Wie sieht das Wirken der Laien im Weinberg des Herrn nun konkret aus?

Die Eltern geben den Glauben an Jesus Christus, unseren Herrn und Gott, an ihre Kinder weiter – ebenso die Lehrer. Jeder Christ tut diesen heiligen Dienst durch ein vorbildliches Leben in Wort und Tat an seinem Platz. Als Fundament dürfen dabei das tägliche Gebet und die fromme Teilnahme an der Sonntagsmesse nie fehlen. Sind wir aufmerksam und nehmen Gläubige mit zur Sonntagsmesse, die keine Fahrgelegenheit haben! Darüber hinaus dienen die heiligen Messen an den Werktagen sowie weitere Gottesdienste der Heiligung der Christen. Diese Geschenke Gottes werden

Diakonen ausüben: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Dazu zählen die bekannten Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit. Das heißt konkret: Die Hungrigen speisen, den Durstigen zu Trinken geben, die Obdachlosen und Fremden aufnehmen, die Nackten bekleiden sowie die Kranken und Gefangenen besuchen. Dazu fügt die kirchliche Tradition noch das Begraben der Toten und die Werke der geistigen Barmherzigkeit hinzu: die Unwissenden belehren, die Zweifelnden beraten, die Trauernden trösten, die Sünder in Liebe zurechtweisen, anderen verzeihen, Lästige ertragen, für die Lebenden und die Verstorbenen beten.

Tätigkeiten verwiesen, die leider oft übersehen werden. Hier wird besonders die Demut gelebt. Ohne diese absolut notwendige Tugend kommen wir nicht voran. Bitten wir den Herrn täglich darum mit den Worten „Jesus, sanftmütig und demütig von Herzen – bilde unser Herz nach Deinem Herzen“. Ich wiederhole es auch jedes Mal mit frohem und liebendem Herzen: Sind wir gut zueinander. So leben wir die Gottes- und die Nächstenliebe als das Zentrum jedes Apostolates – als das Zentrum unserer christlichen Sendung. □

¹ Vgl. dazu die beiden Bücher Dominus est und Corpus Christi von Bischof Athanasius Schneider.

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Karl Borromäus

Die Bischöfe haben nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil die „Aufgabe zu lehren, zu heiligen und zu leiten ... In der Kraft des Geistes sollen sie die Menschen zum Glauben rufen oder im lebendigen Glauben stärken“ (Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe, Ziff 11/12). Das war nicht immer so wie Petrus Canisius in seinem Brief vom 2. April 1567 zum Würzburger Bischof sagt: „Sie (Bischöfe) werden durch die erbärmliche Lage eingeschüchtert, sie fürchten immer neue Unruhen, einer wartet auf den anderen, der als erster das Glatteis betreten soll.“ Aber schon damals gab es mutige Bischöfe, die Reformen gegen Widerstände aufgegriffen haben, wie das der Mailänder Bischof Karl Borromäus vorbildhaft getan hat.

Karl Borromäus stammte von einer der vornehmsten Familien im Herzogtum Mailand ab. Er wurde von seinem Vater zum Kleriker bestimmt, um die vielen Kirchengüter verwalten zu können. Schon mit 12 Jahren erhielt er Tonsur und Talar. Mit 16 Jahren wurde er auf die Universität Pavia geschickt und erwarb den Doktorgrad beider Rechte. Nachdem sein naher Verwandter, Gian Angelo Medici, zum Papst gewählt war, wurde sein Neffe Karl nach Rom berufen und zum Kardinaldiakon erhoben. Karl bekam dazu weitere Karriereämter und Protektorate über Orden. Trotzdem erlag Karl Borromäus den Verführungen, die von diesen

Machtpositionen ausgingen, nicht. Nachdem Pius IV. das Konzil von Trient erneut einberufen hatte, führte Karl seine Anweisungen „in großer Treue, pflichtverbunden, unerreichbar für Intrigen und mit einer außergewöhnlichen Leistungsfähigkeit“ aus. Er nutzte seine weitreichenden „Beziehungen, um der religiösen Erneuerung allen Widerständen zum Trotz zum Durchbruch zu verhelfen“. Karl gab bei der Erneuerung



der Kirche durch seinen einfachen Lebensstil das beste Beispiel ab. Auf der Grundlage der Dekrete des Tridentinischen Konzils führte er die vorgesehenen Reformen durch: in Liturgie, Verwaltung der Kirchengüter, Ausbildung des Klerus, Kontrolle der Wohltätigkeits-einrichtungen, und Führung der Register über Taufe, Firmung und Ehe. Diese Beschlüsse dienten anderen eifrigen Bischöfen als Nor-

men ihrer eigenen Reformtätigkeit. Karl führte einen umfangreichen Briefwechsel, der in hundert Bänden erhalten ist. Sein Reformeifer provozierte erwartungsgemäß Widerstand – innerkirchlich und in der Politik. Karl hatte keine „Illusionen über die Wirksamkeit seiner Gesetze und Strafen, die Missbrauch verhindern sollten“. Daher setzte er bei der Priesterausbildung an, so wie sie das Konzil vorsah. Für das Volk unterstützte er die vom Priester Castellino da Castello gegründeten Glaubensschulen. Seine Haupttätigkeit entfaltete Karl in den Pastoralvisitationen. Er nahm diese damals mühsamen Besuche in dem ausgedehnten Bistum Mailand auf sich, aus der Überzeugung, dass „nur die persönliche Anwesenheit, Aufmunterung und das eigene Beispiel die Missbräuche ausmerzen können“. Karls „Hirteneifer, Großmut und Organisationstalent zeigten sich besonders deutlich während der Pest im Sommer 1576“, als sogar Regierungsmitglieder aus Angst vor Ansteckung Mailand verließen. Karl Borromäus übernahm damals die Organisation der Hilfsmaßnahmen. Er organisierte Lebensmittel, Kleider, Medikamente und Unterkünfte für die Kranken und Sterbenden. Karl verstand seine Bischofsaufgabe als Nachfolge Christi. Als er 1584 vom Wallfahrtsort Monte di Varallo bei Novara nach Mailand zurückkehrte, stellten die Ärzte fest, „dass seine Kräfte hoffnungslos erschöpft waren“. Am 3. November 1584 starb er 46jährig in Mailand. □

Warnung aus der Zukunft

Die Zahl der Muslime in Europa wächst / Die Migration aus dem Maghreb wird zur Schicksalsfrage / Marokko als Damm gegen die Einwanderungsströme

War alles schon mal da? Wer im Buch Daniel die berühmte Menetekel-Szene liest und die Weltläufte beobachtet, kann sich des Gefühls eines Deja-vu kaum erwehren. Da begeht König Belschazzar, der Sohn Nebukadnezars, des Eroberers von Jerusalem, bei einem großen Fest in Weinlaune den Frevel, Gott zu lästern, und es erscheint eine Hand an der Wand, die schreibt: Mene mene tekel u-parsin. Der Prophet Daniel übersetzt dem ins Mark getroffenen König die Worte: Gezählt hat Gott die Tage deiner Herrschaft und macht ihr ein Ende; gewogen wurdest du auf der Waage und zu leicht befunden; geteilt wird dein Reich und den Medern und Persern gegeben.

Man könnte die Zahlen des amerikanischen Forschungsinstituts PEW als Menetekel für Europa sehen. Das als neutraler Fact-Tank vorwiegend mit Statistiken arbeitende Institut hat Ende November neue Zahlen über die demographische Entwicklung der Muslime in Europa und die Folgen der Einwanderung errechnet. In allen drei Szenarien (hohe, mittlere und keine Einwanderung) steigt der Anteil der Muslime an der Gesamtbevölkerung in den 28 EU-Staaten (plus Norwegen und Schweiz) bis 2050 beträchtlich. Selbst wenn ab sofort überhaupt keine Muslime mehr einwandern würden, stiege der Anteil von heute 4,9 Prozent auf 7,4 Prozent, weil die Muslime im Schnitt 13 Jahre jünger sind und muslimische Frauen statistisch ein Kind mehr bekommen als europäische Frauen. Bei mittlerer Einwanderung (ohne Kriegsfolgen, nur aus wirtschaftlichen Gründen) stiege der Anteil bis 2050 auf 11,2 und bei hoher Einwanderung wie in den Jahren 2014 bis 2016 käme er auf gut 14 Prozent der Bevölkerung in der EU (plus Norwegen und Schweiz). Die kulturellen Folgen einer religiös so „dynamischen“ Gruppe gegenüber

der Lauheit der säkularisierten Gesellschaften sind leicht auszumalen und man kann schon heute das Urteil über die verantwortlichen Politiker sprechen: Gewogen wurdest Du auf der Waage und zu leicht befunden. Und was die großen Volksparteien angeht, so lässt sich – Stand Januar 2018 – sagen: Ihre Reiche werden aufgeteilt.

Die Berechnungen des amerikanischen Instituts sind eine Warnung aus der Zukunft. Die Bundeskanzlerin der letzten 12 Jahre wird allerdings die Zahlen des PEW-Forschungszentrums eher als eine Bestätigung ihrer Behauptung (bei Angela Merkel von Überzeugungen zu sprechen

ist riskant und kann schnell überholt sein)

sehen, wonach der Islam zu Deutschland gehöre. Für orthodoxe Muslime, zum Beispiel einen Diktator wie Erdogan, geht Merkels Gleichung angesichts der Zahlen andersherum: Deutschland gehört bald dem Islam. Die Deutschen denken jedenfalls in ihrer Mehrheit nicht so und verlangen eine Begrenzung der Einwanderung und die Abschiebung von Wirtschaftsflüchtlingen. Das wird ohne die Kooperation vor allem der Maghreb-Staaten nicht möglich sein. Sie sind, nachdem die Balkan-Route von den ost- und südosteuropäischen Staaten geschlossen wurde, die Einfallstore nach Europa. Das Mittelmeer scheint sie nicht abzuschrecken, im vergangenen Jahr (2017) kamen mehr als 3000 Menschen bei der Überfahrt ums Leben. Sie suchten den Weg ins Paradies Europa und fanden den Tod oder die Hölle in Libyen. Dort wurden sie als Sklaven verkauft, was übrigens ein Blitzlicht wirft auf die Achtung der Menschenrechte in islamischen Ländern und unter Muslimen. Zwar

wurde diese Praxis auf dem europäischen-afrikanischen Gipfel Ende November verurteilt und vor allem der französische Präsident versprach, hart gegen die Schlepperbanden und Sklavenhändler vorzugehen. Aber solche Versprechen von Politikern gibt es viele. Der Sklavenhandel wurde auch zusätzlich befeuert von der italienischen Migrationspolitik. Diskret hatte Rom mit den entscheidenden Milizen in Libyen verhandelt und sie dafür bezahlt, dass sie den Schleppern das Geschäft verderben sollten. Die Milizen änderten angesichts der Millionenbeute aus Europa ihr Geschäftsmodell

und kooperierten lieber mit Italien als mit den Schlepperbanden. Diese verkauften „ihre“ Migranten fortan auf dem arabischen Sklavenmarkt.

Eine weitere Folge: Die Migrationsströme versiegten beziehungsweise richteten sich

neu aus. Derzeit verlagern sie sich in die Nachbarländer Libyens in Nordafrika. In Algerien finden sie aber keine Gnade. Die Armee will keine Flüchtlingszeltstädte. Sie wären in ihren Augen Quellen der Unruhe und da der Präsident sterbenskrank ist, ist die Aufrechterhaltung der Stabilität die erste Soldatenpflicht. In der Tat, ein Gerücht sorgte in Algier jüngst für höchste Aufregung. Algeriens Präsident Bouteflika sei gestorben. Es wurde sogleich dementiert, plausibel war es dennoch. Der Präsident ist schwerkrank und tritt nicht mehr in der Öffentlichkeit auf. Mit den seltenen Besuchern verständigt der nur noch flüsternde Achtzigjährige sich über ein kleines Mikrofon. Die Besuche beim „starken Mann Algeriens“ dauern maximal eine Stunde, dann lässt die Wirkung der Medikamente nach.

Es ist eine Illusion, demokratische Zustände zu erwarten oder anzumahnen

Es ist nur eine Frage kurzer Zeit, bis das Gerücht zum Faktum wird. Dann drohen in Algerien Unruhen, möglicherweise sogar libysche Zustände – mit der Folge, dass dann wieder viele Hunderttausende nach Europa fliehen. Noch funktionieren die Geheimdienste und die Mechanismen der Unterdrückung von politischen Freiheitsgelisten. Aber wie lange noch? Die Wirtschaft steht wegen der gefallen Öl- und Gaspreise am Abgrund, die Arbeitslosigkeit wächst. Algerien ist ein Pulverfass und die Lunte glimmt. Aber niemand weiß, wie kurz oder lang die Lunte ist. Schon warten die Schlepper auf Kundschaft.

Arbeitslosigkeit und Unruhen sind gewiss Migrationsgründe. Demographie auch. Während der Herrschaft Bouteflikas hat sich die Bevölkerung in dem größten Flächenstaat Afrikas auf fast 40 Millionen verdoppelt. In zwanzig Jahren lebt jeder zweite Jugendliche auf der Welt in Afrika. Millionen stehen jetzt schon bereit für den großen Treck nach Europa. Aktuell wartet fast eine Million Migranten im Maghreb unter teilweise unmenschlichen Zuständen auf die Chance, ein Boot zur Überfahrt nach

Frankreich kooperiert schon lange mit Marokko: König Mohammed VI. mit dem französischen Staatspräsident Emmanuel Macron und seiner Frau Brigitte.

hammed VI. Er erlaubt kleine Freiheiten und genießt als direkter Nachkomme des Propheten besonderes Ansehen in der Bevölkerung. Ab und zu lässt er die Europäer spüren, dass er das Migrationsventil bedient. Dann schauen seine Grenzschützen weg und plötzlich stürmen mehrere hundert Flüchtlinge die Zäune der spanischen Enklaven Ceuta und Melilla. Sie kommen aus Mali, Benin, Senegal, Mauretanien, Burkina Faso und selbst aus Kamerun und noch weiter südlich. Sie alle wissen: Wer in Ceuta oder Melilla Fuß fasst, braucht nicht mehr über das Mittelmeer. Deshalb ziehen viele tausend an Libyen und Algerien vorbei und warten darauf, dass die marokkanischen Grenzer wegschauen.



Jahr verdreifacht. Nach Tunesien und Algerien stocken sie, man will keine Kriminellen oder Flüchtlinge im Land, egal mit welchem Pass. Mit Rabat ist allemal besser zu verhandeln über Rückkehrer und Migrationskontrolle als mit allen anderen Autokraten im Maghreb.

Verhandlungen mit Mohammed VI. haben auch mehr Zukunftsperspektive. Das Land ist stabil. Zwar haben Christen in Marokko kein einfaches Leben. Mission ist wie in allen muslimischen Ländern verboten. Im Juni haben sogar 7000 religiöse Führer ein Dokument unterzeichnet, das Aktivitäten von Christen als „moralische Vergewaltigung“ und „religiösen Terrorismus“ verurteilt. Und der Minister

Europa, entweder nach Italien, Malta oder Spanien zu besteigen. Von dort soll es weitergehen nach Frankreich, Deutschland oder Schweden. Wer soll die künftigen Migrationsströme aus Afrika aufhalten?

Angesichts der Herrschaftsverhältnisse ist es illusorisch, demokratische Zustände abzuwarten oder anzumahnen. Nordafrika hat gerade ein Jahr fünf revolutionärer Unruhen hinter sich. Von Demokratie kann außer in Tunesien nirgends die Rede sein. Im Nachbarland Libyen entwickelt sich General Haftar zum starken Mann. In Algerien könnte es auch ein General werden. In Ägypten regiert schon General Al Sisi mit harter Hand. Und Marokko? Hier herrscht König Mo-

Marokko wird zum Schlüsselland für die Einwanderungsfrage. Eigentlich sind die spanischen Enklaven schon so etwas wie Hot spots, Auffang- und Registrierstationen auf afrikanischem Boden. An der Zusammenarbeit mit dem König führt kein Weg vorbei. Und warum auch? Mohammed VI. ist ein moderater und modern gesinnter Monarch. Natürlich kann in Marokko von Demokratie nicht die Rede sein, wie übrigens in keinem der 57 Länder der Islamischen Liga. Europa hat aber dennoch ein hohes Interesse, mit dem König zu kooperieren. Von dort kommen nach Syrien die meisten Flüchtlinge, wie die PEW-Studie auch belegt. Die Abschiebungen nach Marokko haben sich letztes

für religiöse Stiftungen in Marokko hält auch die jüdische Religion für subversiv, sie untergrabe die öffentliche Ordnung. Das Religionsministerium, das sich um diese Fragen kümmern sollte, stimmt stillschweigend zu. Aber anders als in anderen muslimischen Ländern dürfen Christen ihren Glauben ausüben, es gibt auch Kirchen. Und man kann vermuten, dass der König diese Umtriebe religiöser Führer als Ventil benutzt, um die Unruhe in islamistischen Kreisen von sich abzulenken.

In diesem Sinn ist auch ein Projekt des Religionsministeriums mit dem deutschen Entwicklungshilfeministerium einzuordnen. So investiert die Deutsche Gesellschaft für Internatio-

nale Zusammenarbeit (GIZ) fünf Millionen Euro für „Grüne Moscheen“ in Marokko. Deutschland beteiligt sich damit an einer energetischen Modernisierung von Islamischen Gebetshäusern in Marokko. Konkret werden LED-Beleuchtung, Photovoltaiksysteme und Solarthermie-Anlagen für die Warmwassererzeugung finanziert. So wird aus einer Moschee eine „Grüne Moschee“. Bis März 2019 sollen 600 Moscheen energetisch modernisiert werden. Hier wird die Umweltideologie symbolisch zum religiösen Überbau der Politik hochstilisiert und man könnte natürlich die 5 Millionen Steuergelder als Geschenk für die Bilanzen des marokkanischen Religionsministeriums sehen, Geld mit dem man

besonders von der Sufi-Bruderschaft Tijaniyya praktiziert. In Mali, Senegal und Nigeria wird die Zahl der Anhänger dieser Richtung auf 35 bis 40 Millionen geschätzt. Der Gründer ist in Fes begraben, eine Pilgerstätte für die Gläubigen. Der König versucht, diesen auch von anderen Bruderschaften und Institutionen unterstützten „Islam der gerechten Mitte“ als Bollwerk gegen radikale Strömungen auszuweiten. So bildet seit 2013 das „Institut Mohammed VI.“ Imame und religiöse Berater auch aus Mali, der Elfenbeinküste, Guinea und neuerdings auch aus dem Tschad aus. Marokko vergibt an diese Studenten Stipendien. Eine weitere Institution, die „Stiftung Mohammed VI.“ hält seit Sommer 2016

auch politische Ziele. Marokko will wieder seinen Platz in der OAU, der Organisation der Afrikanischen Union, voll einnehmen und ausspielen. 1984 hatte Rabat die OAU verlassen, weil sie die Demokratische Arabische Republik Sahara aufgenommen hatte. Diese de facto nicht lebensfähige und von der Widerstandsbewegung Polisario geführte Republik beansprucht die Westsahara für sich, Marokko sieht diesen phosphatreichen Landstrich aber als eigenes Staatsgebiet an und hat Teile davon besetzt. Seit die Spanier sich aus diesem Konflikt zurückgezogen haben, lebt die Polisario von der Unterstützung aus Algier. Erst im Januar letzten Jahres war Marokko in die OAU zurückgekehrt, das Problem mit der Polisario schwelt weiter, ihre Republik wird derzeit nur von rund 30 Staaten anerkannt.

Rabat will die Polisario isolieren, Algier hält dagegen. Aber der Einfluss Algeriens in Afrika sinkt, Marokkos Ansehen steigt. Das zeigten auch die Umstände der Rückkehr Marokkos in die OAU. Dass die Schwergewichte Südafrika, Nigeria, Angola, Algerien und Kenia einen Aufschub beantragten, manifestierte zwar, wie mäch-



Die Fluchtrouten aus Afrika und Nahost zum Mittelmeer: Im Moment verlagern sich die Schwerpunkte nach Nordwestafrika, Richtung Maghreb und die Meerenge von Gibraltar.

mehr als 600 Brunnen in Afrika bauen oder mehr als elftausend Menschen von der Armut befreien könnte, wie Kritiker des Projekts sagen. Aber man kann das Geld auch als Investition in die allgemeine Zusammenarbeit, mit hin auch bei der Flüchtlingshilfe sehen. Abgesehen davon lässt der König die Moscheen überwachen und achtet darauf, dass radikal-islamische Strömungen nicht zum Zuge kommen.

Mehr noch: Als „Amir al-Mumini“¹, Prinz der Gläubigen, versucht Mohammed VI. auch über die Religion, genauer über die Angehörigen des malekitischen Ritus, Einfluss auf die Nachbarländer in der Subsahara auszuüben. Diese eher islamisch-gemäßigte Glaubensrichtung wird

regelmäßig Treffen von islamischen Würdenträgern und Gelehrten aus 30 Ländern ab, um diese gemäßigte Richtung des Islam zu verbreiten und in Afrika zu verankern.

Gleichzeitig weitet Marokko auch seinen wirtschaftlichen Einfluss aus. Schon heute ist das Land nach Südafrika der zweite Investor im schwarzen Kontinent. 85 Prozent der marokkanischen Investitionen werden in Afrika getätigt, schreibt die Afrikanische Entwicklungsbank. Es geht um Dünger, Häuserbau, Bankensysteme oder auch Gaspipelines vor allem in Westafrika, aber auch in Uganda, Ruanda und sogar beim Haupttrivalen Südafrika. All diese kulturellen und wirtschaftlichen Initiativen verfolgen

tig die Front der Königsgegner noch war. Aber sie scheiterten. 39 von 54 Staaten stimmten für Marokko als 55. AU-Mitglied. Offiziell nannte man es einen „Konsensbeschluss“. Die Polisario fügte sich. Da die Westsahara AU-Mitglied bleibt, muss aus Polisario-Sicht die AU jetzt das Problem lösen, dass eines ihrer Mitglieder ein anderes besetzt hält. Marokkos König will die Aufmerksamkeit lieber auf andere Dinge lenken: auf die Trans-Sahara-Gaspipeline von Nigeria nach Marokko, die Herstellung von Düngemitteln aus marokkanischem Phosphat in Äthiopien, die Umsetzung der Verpflichtungen des Weltklimagipfels von Marrakesch im November 2016. Ein deutliches Zeichen war auch die

Neuwahl der AU-Führungsgremien. Die jährlich wechselnde AU-Präsidenschaft übernimmt Marokkos Verbündeter Guinea. Bei der Wahl für den Vorsitz der AU-Kommission, das bisher von einer Südafrikanerin gehaltene wichtigste Amt der Organisation, setzte sich Tschads Außenminister mit 28 gegen 25 Stimmen gegen die als Favoritin geltende Außenministerin Kenias durch. Die Kenianerin brachte nicht einmal Ostafrika hinter sich. Wären ihr Uganda, Burundi und Dschibuti treu geblieben, hätte sie gewonnen. Aber viele Staaten Afrikas orientieren sich an Rabat, nicht mehr an Algier.

Die Lage an der Spitze dieser beiden Länder ist symptomatisch. König Mohammed könnte, mit europäischer Hilfe, die Flüchtlingsströme aus Afrika in Richtung Europa schon in der Tiefe des Kontinents eindämmen, Al-

Wer solchen Ideologien folgt, sollte die Schrift an der Wand lesen.

Marokko hat den Schlüssel für das Tor nach Europa und von Europa nach Afrika. Es ist Schlüsselland im wahrsten Sinn des Wortes. Aber die Kooperation mit Marokko ist nicht nur eine Frage der Einwanderungsbegrenzung. Es könnte auch ein Modell sein für den Umgang mit dem Islam. Ja, Europa könnte sogar von Marokko lernen. Zum Beispiel, dass die kulturelle Selbstbehauptung eine Frage des Überlebens ist. Die überwiegend atheistischen Politiker in Brüssel und in den Hauptstädten der EU glauben zwar an Menschenrechte, Toleranz, Offenheit, Frieden, Umweltschutz, Fortschritt, persönliches Glück usw. Aber sie glauben nicht mehr an die Quellen, aus denen ihre Überzeugungen hervorgegangen sind. Das sind die griechische Philosophie, der jüdische

nerte auch daran, dass die Abwendung vom Christentum und die Vergötzung von Rasse, Nation oder Klasse im 20. Jahrhundert zu Tyrannei und barbarischen Kriegen führten. „Auf der Suche nach seiner Identität darf Europa nicht darauf verzichten, mit aller Kraft das kulturelle Erbe zurückzugewinnen, das von Karl dem Großen hinterlassen und mehr als ein Jahrtausend lang bewahrt wurde.“ Dieses Erbe sei die Personhaftigkeit des Menschen und dessen Würde. Beides wurzelt im Schöpfer. Beides ist Geschenk der christlichen Offenbarung.

Diese Erinnerungsbotschaft des heiligen Jahrtausendpapstes war auch eine Mahnung und Warnung, weil die Europäer damals in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union „nicht einmal einen Bezug auf Gott eingefügt“ hatten. Diese Gottvergessenheit und Ablehnung Gottes, mithin Ablehnung der Identität Europas, könnte das Schicksal des alten Kontinents besiegeln – wenn sie denn andauert. Der Umgang mit dem Islam aber könnte auch zum Erwachen beitragen. Das Menetekel galt dem frevelhaften König Belschazzar und seinem Reich, nicht den Israeliten und den Völkern. Mit Erdogan oder ande-



Durchbrechen immer wieder die Festung Europa: Ankunft eines Schiffes einer Flüchtlingshilfsorganisation mit Geretteten an Bord in Italien

gerien ist momentan dazu nicht in der Lage. Auch die Grenzsituation beider Länder in der Sahara ist symptomatisch, ein Sandwall von 2700 Kilometer Länge trennt die beiden Armeen, es bewegt sich nichts. Aber während Algerien politisch und wirtschaftlich wie gelähmt erscheint, geht von Marokko eine Dynamik aus, die sowohl Reformen im Innern als auch Initiativen in der Diplomatie und im Außenhandel antreibt. Daran wird sich, solange der König lebt, nichts ändern. Er und sein Land sind eine offene Pforte Europas hinein nach Afrika. Es wäre fahrlässig, Marokko nicht als „sicheres Herkunftsland“ einzustufen und diese Chance der Migrationskontrolle aus ideologischen Gründen zu verpassen.

und christliche Glaube und das römische Rechtsdenken. Europa ist Griechenland, nicht Persien; ist Rom nicht Karthago, ist Christentum nicht das Kalifat. Papst Johannes Paul II. hatte es im Dezember 2000 den Europäern zur 1200-Jahr-Feier der Krönung Karls des Großen geschrieben: „Der große Beitrag, den Karl der Große für die Gestaltwerdung des Kontinents geleistet hat, besteht in der großartigen Synthese zwischen der Kultur der klassischen, vorwiegend römischen Antike und den Kulturen der germanischen und keltischen Völker. Diese Synthese hat ihre Grundlage im Evangelium Jesu Christi ... Nur durch die Annahme des christlichen Glaubens wurde Europa ein Kontinent.“ Er erin-

ren islamistischen Diktatoren ist ein Umgang nur in der Sprache der Stärke möglich. Mit Mohammed VI. oder anderen eher moderaten, reformwilligen Potentaten dagegen kann man reden. Und wird man auch reden müssen, um die eigene Identität zu wahren und dann auch zurückzugewinnen. Das freilich setzt voraus, dass man an die Quellen der Identität zurückgeht, an die Grundlage der Synthese zwischen den verschiedenen Völkern in Europa. Immer ist die Religion eine gemeinsame Grundlage. Aber der Islam ist eine Klammer der Gewalt, das Christentum ein Band der Freiheit. Wenn die politische Klasse in Europa das nicht erkennt, wird sie erst ihre Macht und Europa dann die Freiheit verlieren. □

Chancen und Grenzen des katholisch-islamischen Dialogs

Eine Antwort an Bischof
Dr. Georg Bätzing.

Der nachstehende Kommentar von Bernhard Mihm bezieht sich auf das Statement von Bischof Dr. Georg Bätzing (Limburg), Vorsitzender der Unterkommission für den interreligiösen Dialog der deutschen Bischofskonferenz, im Pressegespräch zum Thema „Chancen und Grenzen des Dialogs“.

Als Vorsitzender der Unterkommission für den interreligiösen Dialog der Deutschen Bischofskonferenz hat der Limburger Bischof Dr. Georg Bätzing bekräftigt, die Kirche werde sich nicht davon abbringen lassen, die verbindenden Glaubensinhalte von Islam und Christentum herauszustellen und sich zum Dialog zu bekennen, wie das der „kopernikanischen Wende“ entspreche, die das Zweite Vatikanische Konzil gegenüber dem Islam vollzogen habe.

Ich halte es für sehr problematisch, dem letzten Konzil überhaupt irgendwelche „kopernikanischen Wendungen“ zuzusprechen. Denn das wäre beim Verständnis des Konzils jene „Hermeneutik des Bruches“, der niemand Geringerer als Papst Benedikt XVI./Joseph Ratzinger immer wieder die „Hermeneutik der Kontinuität“ entgegengesetzt hat: Die Kontinuität mit allen früheren päpstlichen oder konziliaren Lehraussagen – je nach deren Verbindlichkeit und der jeweiligen Verbindlichkeit dessen, was das Zweite Vaticanum verlautbart hat. Hätte das letzte Konzil Brüche vollzogen, die die Einstufung – „kopernikanische Wende“ verdienten, wäre einerseits Marcel Lefebvre als Bannerträger der Identität des Katholischen ins Recht gesetzt, andererseits aber jenen Vorschub geleistet, die akademisch von einer „Neugründung der Kirche“ faseln, als ob der göttliche Stifter der Kirche ein arger Stümper gewesen sei. Gerade ein Bischof und eine Bischofskonferenz stehen in diesem Kontext in besonderer Verantwortung.

Wenn Bischof Dr. Bätzing den Islam eine „dem Christentum so sehr verwandte Religion“ nennt und als solche würdigt, redet er bestenfalls wie ein säkularistischer Religionswissenschaftler, nicht aber als Apostel Jesu Christi. Ihm ist mit der Erklärung der Kongregation für die Glaubensleh-

Auf dem Prüfstand

re „Dominus Jesus“ vom 05.08.2000 die Einzigkeit und Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche entgegenzuhalten. Bätzing folgt offensichtlich jenem „falschen Toleranzbegriff“ den Joseph Kardinal Ratzinger, eben der nachmalige Theologen-Papst Benedikt XVI., bei der Vorstellung von „Dominus Jesus“ gebrandmarkt hat. Und wie „verwandt“ Islam und Christentum miteinander sind, wird religionswissenschaftlich jedenfalls unterschiedlich bewertet. Ist die mit jüdischen und oft falsch verstandenen oder offen häretischen christlichen Vorstellungen angereicherte mekkanische Stadtgottheit „Allah“ wirklich identisch mit dem Gott der Christenheit, dem Dreifaltigen, dem, der Mensch geworden ist, um uns zu erlösen, dem, der kein Tyrann ist, sondern die Liebe?

Bischof Dr. Bätzing meint, die Religion des Islam sei nur kriminell pervertiert, wenn in ihrem Namen Gewalt und Terror verübt werde. Er muss freilich zugestehen, dass die Muslime selbst jene Anknüpfungspunkte überwinden müssen, die sie „in ihren als heilig geglaubten Überlieferungen“ sähen. Sind die dialogischen Anstrengungen unsererseits, die Muslime dabei zu begleiten, aber nicht etwa geradezu suizidale Wahnvorstellungen? Steht gegen jede Erfolgsaussicht nicht die Einschätzung eines heiligen Pater Pio von Pietrelcina, der Islam sei „dämonischen Ursprungs“? Steht dagegen nicht das aggressiv-kriegerische Leben Mohammeds? Steht dagegen nicht die Vernichtung blühender christlicher Landschaften im Orient und in Nordafrika? Steht dagegen nicht die tausendjährige geschichtliche Erfahrung Europas, die sogar liturgisch Niederschlag gefunden hat, etwa im Rosenkranzfest oder im Fest Mariae Namen?

Dialogkontakte mit dem Islam hat es in der Kirchengeschichte immer wieder gegeben. An sich ist gegen sie auch heute nichts einzuwenden. Einzufordern und anzunehmen ist allerdings das ebenso selbstbewusste wie Christus treue Feststehen im Anspruch der Kirche, „Säule und Feste der Wahrheit“ zu sein, ferner die Abwehrbereitschaft gegen jede islamische Aggression, umgekehrt aber das Selbstverständnis der Kirche, alle Menschen in Würde und Freiheit zu lehren und zu taufen.

Bernhard Mihm

„Neuer Wein“ in neue Schläuche?

Die Kirchenzeitung des Erzbistums München brachte einen Bericht über die Herbstversammlung des „Landeskomitees der Katholiken in Bayern“ mit der Überschrift „Neue Zugänge für Priesteramt“ (Nr. 47, 19.11.17) Das „Landeskomitee der Katholiken in Bayern“ ist ein Zusammenschluss der bayerischen Diözesanräte.

Der Bericht beginnt mit: „In der katholischen Kirche in Bayern lebt die Debatte über neue Zugänge zum Priesteramt wieder auf“. Wenn wir lesen „in der katholischen Kirche in Bayern“, dann hört sich das gewichtig an. Vielleicht könnte man einmal in einer Umfrage klären, wie viele Katholiken in Bayern das sogenannte Landeskomitee überhaupt kennen.

Die Einladung an den Wiener Theologen Paul Zulehner, im Landeskomitee zu referieren, sagt auch etwas über das geistliche Profil des Landeskomitees aus. Zulehners Ansicht, Papst Franziskus werde neue Formen des Priestertums zulassen, unterstreicht er mit: „Wir werden das noch erleben, wenn niemand den Papst erschießt oder vergiftet.“ Weiter forderte Zulehner die Katholiken auf, ihren Bischöfen „auf die Füße zu treten“. Denn es sei „ein Unrecht, wenn man die Feier der Eucharistie gläubigen Gemeinden weg nimmt und der Ehelosigkeit der Priester unterordnet“. Zulehner meinte, alle Zulassungsbedingungen stünden zur Debatte. Das gelte für Bildung, Geschlecht und Lebensform.

Das Landeskomitee hatte das Generalthema „Der Kirche ein Gesicht geben – Neuer Wein in neue Schläuche“. Die Forderungen von Paul Zulehner sind kein neuer Wein, sondern reichlich antiquierte Forderungen, die

mit der Zeit auch nicht überzeugen-
der geworden sind. Die Behauptung
Zulehners, man würde Gläubige von
der Teilnahme an der Eucharistiefeyer
wegen Priestermangels abhalten, ist
in Westeuropa wenig überzeugend.
Denn bezogen auf die praktizierenden
Katholiken haben wir keinen Priester-
mangel, wohl aber eine Überalterung
der vorhandenen Priester. Vielleicht
könnte uns Zulehner darüber inform-
ieren, wie viele Gläubige in Wien
am Sonntag keine Messe besuchen
können. Dann käme nämlich das eigent-
liche Problem zum Vorschein,
nämlich die fehlende Wertschätzung
der Eucharistiefeyer seitens der Gläu-
bigen. Zulehner bemüht weit herge-
holte Realitäten (Asien, Afrika, La-
teinamerika), um alte Forderungen
wie das Frauenpriestertum, neu auf-
zupolieren.

Im Bericht heißt es „Der Münchner
Kardinal Reinhard Marx zeigte sich
offen für die Diskussion“. Wäre die
Versammlung des Landeskomitees
nicht eine Gelegenheit für den Kar-
dinal gewesen, den Wert des Priester-
tums mit Zölibat aufzuzeigen?

Hubert Gindert

Kann man über die Lehre der Kirche abstimmen?

Der Bayerische Rundfunk, Hör-
funk, hat in einer Sendung über die
Herbstkonferenz der Deutschen Bi-
schöfe in Fulda berichtet. Dabei
ging es auch um „Fortschritte in der
Ökumene“, konkret, ob katholisch-

evangelische Ehepaare gemeinsam
zur Kommunion gehen können. Der
Kölner Erzbischof Rainer Maria
Kardinal Woelki hält das derzeit für
„ausgeschlossen“. Der Vorsitzende
der Deutschen Bischofskonferenz
will darüber, so hieß es, die katholi-
sche Bischofskonferenz abstimmen
lassen. Kardinal Marx meinte in die-
sem Bericht, dass wir im nächsten
Jahr darüber diskutieren werden. Er
hält es für seine Verpflichtung, einen
möglichst hohen Konsens zu finden.
Eine Einigkeit müsse es nicht geben.
Die Voraussetzungen für eine „öku-
menische Mahlgemeinschaft“ seien
noch nie so günstig gewesen. Papst
Franziskus habe deutlich gemacht, so
Kardinal Marx, dass er damit prinzi-
piell kein Problem habe und dass er
den Bischofskonferenzen in der Pra-
xis Spielräume lasse.

Papst Franziskus will, wie be-
kannt ist, eine mehr synodale Kirche
mit größeren Zuständigkeiten für die
Ortskirchen. Aber kann man über Fra-
gen der Eucharistie, konkreter über
die Zulassung der Protestanten zur
Kommunion, abstimmen? Der Kate-
chismus der katholischen Kirche sagt
dazu: „Die aus der Reformation her-
vorgegangenen, von der katholischen
Kirche getrennten Gemeinschaften
haben, vor allem wegen des Fehlens
des Weihesakramentes die ursprüng-
liche und vollständige Wirklichkeit
des eucharistischen Mysteriums nicht
bewahrt. Aus diesem Grund ist für die
katholische Kirche die eucharistische
Interkommunion mit diesen Gemein-

schaften nicht möglich“ (KKK Ziff
1400).

Diese Klarstellung kann auch eine
Abstimmung der Bischofskonferenz
nicht überspringen. Statt mit einem
ökumenischen Parforceritt Grenzen der
Ökumene, die sich aus Glaubensunter-
schieden ergeben, zu durchbrechen,
sollte erst innerhalb der katholischen
Kirche das Eucharistieverständnis bei
den Gläubigen wieder erneuert werden.
Die Voraussetzungen für den Kommu-
nionempfang sind weithin unbekannt
geworden, weil darüber von den Bi-
schöfen und den Pfarrern nicht mehr
gesprochen wird. Gläubige erleben,
wie bei kirchlichen Großveranstal-
tungen Leute zur Kommunion gehen,
z.B. weil der Priester pauschal dazu auffor-
dert, statt darauf hinzuweisen was für
einen würdigen Kommunionempfang
gefordert ist. Leistet er damit den Got-
tesdienstteilnehmern einen Dienst?
Der Apostel Paulus mahnt in diesem
Zusammenhang: „Es prüfe sich jeder,
ehe er von dem Brot isst und aus dem
Kelch trinkt. Denn, wer nur isst und
trinkt, der isst und trinkt sich das Ge-
richt, da er den Leib nicht unterscheidet“
(1 Kor 11,28-29).

„Ökumene mit Hindernissen“ lautet
ein Artikel in der Augsburger Allge-
meinen Zeitung vom 14./15. Oktober
2017. Der Untertitel hieß: „Kommt
2018 die gemeinsame Kommunion?
Köln schießt quer.“ Wer schießt quer?
Es ist der Kölner Erzbischof. Tatsäch-
lich erinnert er nur an die Lehre der
Kirche. Dafür gebührt ihm Dank!

Hubert Gindert

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Monika Born
An der Zeche Heinrich 9,
45277 Essen
- Christoph Casetti
Postfach 133, 7000 Chur, Schweiz
- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- P. Dr. Dr. Andreas Hirsch
Hohbergstr. 12, 69518 Absteinach
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Avv. Prof. Dr. Marco Sermarini
Via Nazzario Sauro, 162
63037 San Benedetto Del Tronto
Italien

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS



Werner Münch: Freiheit ohne Gott. Kirche und Politik in der Verantwortung. Verlag media Maria 2017, ISBN, 978-3-9454013-8-5., 176 S., Euro 16;95 (D), Euro 17;40 (A)

Die Menschen gefährden heute den Weiterbestand unserer Kultur nicht nur durch ein widernatürliches Verhalten. Sie wollen auch ihre widernatürlichen Praktiken gemäß der Gender-Ideologie in den Schulen vorschreiben. Die meisten Menschen ahnen nicht, wie weit diese unwissenschaftliche Lehre in den

Universitäten, in den Schulen und in den Medien schon vorgedrungen ist. Zusätzlich bedrohen der kämpferische Relativismus, der islamische Terrorismus und nicht zuletzt die demographische Entwicklung unsere Grundlagen. Dagegen wendet sich der Autor mit glasklaren Analysen und er hofft dabei auf eine Wende. Er zitiert George Orwell, nach dem ja in einer Zeit der Täuschungen schon das Aussprechen der Wahrheit ein revolutionärer Akt ist. Werner Münch hat diesen Akt mit diesem Buch gewagt. Denn seine bitteren Wahrheiten klären geradezu schockierend über die Irrtümer unserer Zeit auf. Beispielsweise wachen hierzulande die Anhänger der Gender-Ideologie sehr genau über die Rechte der Homosexuellen. Sie sagen jedoch kein Wort gegen die offensichtliche Verfolgung der Homos in den islamischen Ländern. „In zehn Ländern der Welt ist das Töten von Homosexuellen offizielles Gesetz. In zwanzig weiteren Ländern ist Homosexualität illegal.“ Das wird von ihren Lobbyisten bei uns jedoch totgeschwiegen. Auch die rechtliche Benachteiligung der Frau im Islam ist bei den deutschen Feministinnen kein Thema. Wenn jedoch hier jemand auf die Genitalverstümmelungen muslimischer Frau-

en und auf die Berliner Ehrenmorde hinweist, trifft ihn sofort das Totschlagwort „islamophob“. Diese Beispiele zeigen bereits, wie sehr in Deutschland die freie Meinungsbildung schon eingeschränkt ist. Bundeskanzlerin Merkel und Margot Käßmann meinten, die Deutschen sollten keine Angst vor dem Islam aufbauen, sondern sonntags in die Kirche gehen. Dabei beachteten sie jedoch nicht, dass geflohene Christen aus Syrien in den deutschen Flüchtlingslagern von Islamisten verfolgt werden. Das wollen diese beiden Damen offenbar gar nicht wissen.

Gegen die modischen Unwahrheiten und Halbwahrheiten setzt Werner München die Grundwerte unseres Grundgesetzes und unserer Länderverfassungen. „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“ ... wurde das Grundgesetz formuliert. Nur wenn eine Mehrheit zu diesem Bekenntnis zurückfindet, kann der Untergang unserer Kultur vermieden werden. Der Autor zeigt dies hier in zwölf Vorträgen unwiderleglich. Wer sich ernsthaft mit dem Zustand unserer Gesellschaft und damit auch mit unserer Zukunft beschäftigt, kommt an diesem Buch nicht vorbei.

Eduard Werner



Helmut Renner: Vergebung – Ein Arzneimittel ohne Risiken und ohne Nebenwirkungen, Danielis Verlag 2017, ISBN 978-3-936004-13-7, S. 140, Preis 12,90 Euro

Der Verfasser legt ein Buch mit dem nicht alltäglichen Titel „Vergebung – Ein Arzneimittel ohne Risiken und ohne Nebenwirkungen“ vor. Das Buch hat ein Vorwort von Kurienkardinal Kurt Koch. Es ist in sieben Kapiteln gegliedert, die Aufschluss über den Inhalt geben: „Vergeben oder nicht vergeben?“, „Was ist Vergebung?“, „Ist Vergebung wirklich so wichtig für meine Gesundheit?“, „Was ist das Besondere am christlichen Vergeben?“, „Wie vergibt man nun als Christ?“, „Gibt es weitere Grundsätze zu beachten?“ und „Vergebung ist wahrhaft ein Arzneimittel ohne Risiken und ohne Nebenwirkungen“.

Der Verfasser Prof. Dr. med. Helmut Renner hat mit dem Thema nicht nur als Arzt, sondern auch durch seine Vortragstätigkeit eine große Erfahrung auf diesem Gebiet. In einer zerstrittenen Welt und Gesellschaft ist das Thema „Vergebung“ aktueller denn je und in vielen Fällen der einzige Weg für einen Neuanfang. Empfehlenswert. *H. Gindert*

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Januar 2018

Religiöse Minderheiten in Asien: Dass Christen und andere religiöse Minderheiten in asiatischen Ländern ihren Glauben in voller Freiheit leben können.

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Aktionsgemeinschaft von Katholiken in der Erzdiözese München-Freising e.V.

30. Januar 2018 · 19:00 Uhr · Hansa Haus, Briennerstraße 39, 80333 München · Prof. Dr. theol. habil. Josef Kreiml M.A.: „Die Bedeutung der Marienverehrung im Glauben der Kirche“ · Eintritt frei! Spende erbeten · Hinweise: Tel.: 089-60 57 32 · Hans.Schwanzl@t-online.de



Symposium

„Öffnung der Ehe – für Alle“
20. Januar 2018, 11:00 Uhr - 18:00 Uhr, Frankfurt am Main
Anmeldung:
symposium@demofueralle.de,
Fax: 0391-73869060

Pater Edelfried Seibold – Todesurteil Strafkompagnie

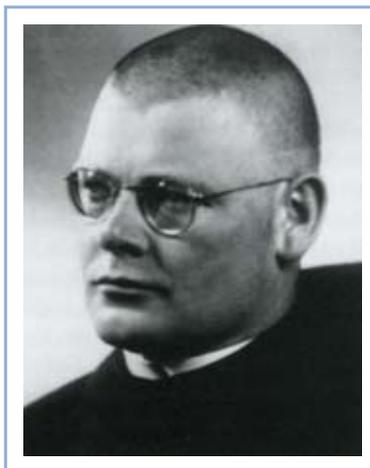
Wer es wagte, den Nationalsozialisten zu widersprechen, hatte sein Leben schon riskiert. Beim Militär gab es für diesen Mutbeweis nicht nur Standgerichte, sondern auch die Versetzung in eine Strafkompagnie mit der Aussicht auf einen baldigen Tod. Dieses traurige Los widerfuhr auch Pater Edelfried Alfred Seibold aus der Missions-Benediktiner-Abtei Schweiklberg in Niederbayern.

Alfred Seibold wurde 1908 in einer Arbeiterfamilie in Neu-Ulm an der Donau geboren. Nach der achtjährigen Volksschule erlernte er das Malerhandwerk. Erst 1932 kam er als Spätberufener in das Missionsseminar der Benediktiner in Schweiklberg. Bereits 1935 bestand er die Reifeprüfung am Humanistischen Gymnasium in Passau. 1940 wurde er zusammen mit seinen zwölf Kurskollegen zum Priester geweiht. Schon wenige Wochen später wurde er zusammen mit den Neupriestern zum Militärdienst eingezogen. Während er 1941 als Besatzungssoldat in Griechenland stationiert war, erfuhr er, dass sein Heimatkloster von den Nationalsozialisten enteignet und der Militärverwaltung übergeben worden war. Entsetzt über diese Nachricht fragte er sich „Und für diesen Staat soll ich als Soldat

kämpfen?“ Leider dachte er dabei auch laut und machte ein paar kritische Äußerungen. Dieser Vorgang wurde verraten, was ihn vor das Militärgericht brachte. Dort wurde er zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Er musste aber nur einen Teil der Strafe absitzen, weil er an der Front in Russland dringend gebraucht wurde. An Weihnachten 1942 feierte Pater Seibold an der Front mit einigen Soldaten die Mitternachtsmesse. Da er in einem heimlich zensierten Brief schon eine kritische Bemerkung gemacht

hatte, nahm man die unerlaubte Messe am Heiligen Abend zum Anlass, Pater Seibold wegen „Wehrkraftzersetzung“ vor ein Feldgericht zu stellen. Religiöse Handlungen waren offiziell nur den Militärpfarrern erlaubt. Die zur Bewährung ausgesetzte Strafe aus dem früheren Urteil wurde nun aufgehoben, die Wehrwürdigkeit aberkannt und die Zuchthausstrafe auf drei Jahre festgesetzt. Trotz dieser Strafe kam Pater Seibold Anfang Mai 1944 wieder zum Fronteinsatz in einer Straf-

kompagnie. Bei einem gefährlichen Räumungseinsatz am 8. Mai 1944 soll er von sowjetrussischen Soldaten aus dem Kampf-Graben gezerrt und durch Kopfschuss getötet worden sein. Es war sein 36. Geburtstag.



Der Hass der Nationalsozialisten auf die gegnerische katholische Weltanschauung und gegen die Priester war schier allgegenwärtig. Von den verachteten Soldaten einer Strafkompagnie, in der auch Kriminelle waren, fühlten sich die Nationalsozialisten schon weniger

bedroht. Ein kritisches Wort gerade aus dem Mund eines Priesters war immer lebensgefährlich. Die Abtei Schweiklberg, die nach dem Krieg den Benediktinern zurückgegeben wurde, pflegt heute noch das Andenken an den einsatzbereiten Pater Seibold. Wenn alle Märtyrer aus der Zeit des Nationalsozialismus gebührend geehrt worden wären, dann wäre der katholischen Kirche manche unge-rechtfertigte Anschuldigung erspart geblieben. *Eduard Werner*